

Aber nun aufgepaßt! So wie ich huste, herausgesprungen!

Verlag von Lampart u. C^ie Augsburg.

Hart am Abgrunde.

Aus dunkler Nacht zum Licht.

Zwei Erzählungen

für

die Jugend und das Volk

von

Franz Xaver Erven,

Lehrer in Porz am Rhein.

Verfasser der Jugendschriften: Großvaters Liebling, Sohn des Trunkenboldes, Sühnung, Onkel Anton ꝛc.

Mit einem empfehlenden Vorwort

von

Dr. Joh. Ev. Stadler,

Domdecan in Augsburg.

Mit einem colorirten Titelbilde.

Augsburg, 1866.

Verlag von Lampart & Comp.

Druck von G. A. Reichel in Augsburg.

Vorwort.

Der Verfasser der vorliegenden Jugendschrift ist bereits durch einige wohlgelungene Erzählungen bekannt, womit er die für die leselustige Jugend bestimmte Literatur bereichert hat. Die in diesem Buche enthaltenen zwei Erzählungen schließen sich den früheren iu erfreulicher Weise an, indem sie ebenfalls einen Gegenstand behandeln, welcher leider so häufig im Leben vorkommt. Beide Erzählungen handeln nämlich je von einem jungen Menschen, der in seiner Jugend eine gute Erziehung erhalten hat und zu den schönsten Hoffnungen für die Zukunft berechtigte, aber, durch einen schlechten Umgang verführt, auf den Weg des Lasters gerieth, von welchem er nur durch sehr erschütternde Ereignisse zurückgerufen werden konnte.

Diese Erzählungen sind in einer angenehmen Sprache geschrieben, rein sittlich, enthalten viel des Lehrreichen und können getrost jedem jungen Menschen zum Lesen in die Hand gegeben werden.

Indem der Unterzeichnete dieses mit Vergnügen öffentlich bezeugt, wünscht er mit dem Herrn Verleger, wie mit dem Herrn Verfasser, daß durch diese Erzählungen recht viel Gutes gestiftet und recht viel Böses verhütet werden möge. Hoffentlich wird Letzterer als ehrenwerther Jugendlehrer sein Talent dazu verwenden, die Jugend noch mit mehreren solchen Erzeugnissen seiner Muße zu erfreuen.

Augsburg, den 12. April 1866.

Dr. Joh. Evang. Stadler,
Domdekan und Official.

Hart am Abgrunde.

Erstes Kapitel.

Der Schiffer.

Vielgepriеßen und vielbesungen sind die schönen Ufer des herrlichen Rheinstromes und wahrlich nicht mit Unrecht. Wenn das schon der Fremde, der diese wonnigen Gegenden besucht, mit inniger Freude bestätigt, um wie viel mehr muß dann der Rheinländer selbst davon überzeugt sein, wie sehr seine Heimath Bewunderung verdient, er, der tagtäglich so mannichfache Gelegenheit hat, ihre Schönheiten zu genießen. Deßhalb darf man es ihm auch wohl nicht übel nehmen, wenn er immer und immer wieder von diesem stolzen Strome mit all' seinen Herrlichkeiten plaudert, darum wirst Du, geneigter Leser, es auch mir wohl nicht verargen, wenn ich Dich in dieser Erzählung abermals zu einem Ausfluge an diesem deutschen Fluß einlade, der auch meine Heimath, meinen Wohnort bespült.

Dießmal führe ich Dich zu dem Siebengebirge, an den Fuß des Drachenfelsen, wo sich das freundliche Städtchen Königswinter so malerisch ausbreitet. In der Nähe desselben stand vor nicht gar langer Zeit ein kleines Häuschen, schmucklos und bescheiden, aber doch reinlich und gefällig in seinem Aeußern. Aus der weißen Tünche traten die grünen Rahmen der Fenster gar heiter hervor und hie und da rankte der wohlgepflegte Weinstock mächtig hinauf. Versetzen wir uns zurück in jene Zeit und treten wir ein in diese nette Wohnung. Zu rechter Hand liegt die ziemlich geräumige Wohnstube. Des Mobiliars ist nicht gar viel. Ein viereckiger Tisch, ein hölzernes Canapee und einige Stühle, alles in seiner

natürlichen Holzfarbe, aber säuberlich gescheuert, dazu ein roth angestrichenes Schränkchen, an der Wand einige Heiligenbilder, ein Cruzifix und die große Schwarzwälderuhr, dieß ist die ganze Ausstattung, die wir hier gewahren. Zur Winterszeit scheint noch ein Ofen hinzu zu kommen, denn dort oben an der Wand hat man ein weißes Blatt Papier hingeklebt, das Pfeifenloch zu verdecken. Die Morgensonne wirft eben ihre ersten Strahlen durch's hellblinkende Fensterlein hinein und macht das Zimmer gar traulich. Diesem Raum gegenüber liegt die kleine Küche mit wenigem Geräth, aber alles in bester Ordnung, blank und rein. Aus dem schmalen Flur führt eine kurze Stiege zu einigen Kammern, wo gegenwärtig des Häusleins Bewohner noch in den Armen des Schlafes gefangen liegen. Doch nein, eben jetzt knarrt eine Thüre, eine Frau, die Nachthaube auf dem Kopfe, schlurft heraus und steht bald in der Küche, sehr geschäftig, den Morgenimbiß zu bereiten. Es ist Mutter Agnes, eine derbe, rüstige Gestalt, Gesundheit auf den vollen Wangen und Zufriedenheit in den heitern Blicken. Bald ist der Kaffee zugerichtet; sie tritt an die Treppe und ruft mit heller Stimme hinauf: Heh, Heinrich, es ist Zeit zum Aufstehen! Du hast nur noch eine halbe Stunde bis zur Abfahrt! Spute Dich!"

„Sogleich bin ich unten!" schallt es von oben herab und nicht lange währt's, so kommt auch Heinrich und setzt sich mit seiner lieben Agnes zum Kaffee nieder. Heinrich Osthausen war einer jener kräftigen, muskulösen, Schiffer, wie man sie so häufig auf dem schönen Rheinstrome dahin rudern sieht. Dichtes schwarzes Haar deckte das Haupt, das große Auge schaute hell und fest unter der breiten Stirne hervor, ein voller Bart umrahmte das gebräunte Gesicht, auf dem die Backenknochen stark hervortraten, Schuldern, Brust und Rücken ließen auf große Kraft und Ausdauer schließen und die schwere, grobe, schwielige Hand zeigte von tüchtigem Schaffen. Wenn sonach in dieser ganzen Gestalt etwas Festes, fast möchte ich sagen Herausforderndes lag, so konnte man doch nicht umhin, unter dieser rauhen Hülle ein biederes

Herz zu vermuthen, denn Wohlwollen und Gutmüthigkeit lagerten auf Heinrichs Antlitz. Er trug ein Paar schwere, tüchtig mit Nägeln beschlagene Schuhe, eine graue Hose von englischem Leder, eine rothwollene Matrosenjacke und um den nervigen Hals ein Tuch von buntem Kattun.

Der Kaffee ist verzehrt, Heinrich nimmt die Theerkappe vom Nagel, drückt sie auf's Haupt, sagt seiner Agnes unter kräftigem Händedruck Adieu und schreitet dem Rheinufer zu. Das zusammengerollte Segel trägt er auf der Schulter und die Hakenstange in der linken Hand. Bald hat er seinen Kahn erreicht und wird mit einem freundlichen: „Guten Morgen, Osthausen!" von den schon anwesenden Passagieren begrüßt. Es sind dieß meist Bauersleute der Umgegend, die nach Bonn zu Markte wollen. Der Schiffer steigt in sein Fahrzeug, legt das Gangbord aus, nimmt nun die ihm hingereichten Körbe, gefüllt mit Milchkannen, Butter, Eiern und dergleichen, in Empfang und setzt sie behutsam und in bester Ordnung in den Kahn. Dann treten die Leute ein, die Kette wird gelöst, das Fahrzeug abgestoßen und nun die Ruder in Bewegung gesetzt, wobei eines der Milchmädchen behülflich ist. Eben beginnt der Kahn zu treiben, da entblößt Heinrich sein Haupt und sagt: „Laßt uns ein Vaterunser beten um glückliche Fahrt!" Das laute Geschwätz verstummt sofort. Andächtig falten alle die Hände und Osthausen fleht aus frommem Herzen zum Herrn hinauf um Schutz und Schirm auf dem trügerischen Elemente. Zwar ist's nicht gar weit bis Bonn, das Fahrwasser bis dahin auch nicht eben schlimm, allein der Schiffer kennt zu gut den alten Spruch: Ein Unglück hat breite Füße; er weiß zu genau, daß gerade auf dem Wasser gar leicht ein Unfall eintreten kann und hat also Veranlassung genug zu seiner frommen Bitte. Zudem war er auch von Jugend auf daran gewöhnt, sich an jedem Morgen der mächtigen Hand Gottes zu empfehlen und hatte dieß bis heute noch nie unterlassen.

Nachdem das Gebet gesprochen, gieng's lustig den Rhein hinunter. Es war ein wonniger Morgen. Droben

schwebten leichte Wölkchen am blauen Himmel hin, die warme Morgensonne warf ihre Strahlen auf's blanke Wasser, daß es glitzerte und tausend Fünkchen vom plätscherndem Ruder herabfielen. Am Siebengebirge weilte noch der graue Morgennebel; doch begann er schon sich hie und da in luftigen Ballen abzulösen und hinauf zu schweben. Während des Aufsteigens wurde er immer dünner und lichter und bald war er dem beobachtenden Auge gänzlich entschwunden. Die Ufer mit ihrem thauenden Grün, die Weinberge, die Häuser, alles eilte an den Dahinfahrenden vorüber. Nicht lange währte es und Bonn war erreicht. Zwischen andern Fahrzeugen trieb Osthausens Kahn, geleitet von geübter Hand, sicher hindurch und brachte seine Fracht ungefährdet an's Land. Die Bauersleute eilten dem Markte zu und Osthausen gieng in die Stadt, um seine eignen Geschäfte, wie auch die mancherlei Aufträge von Andern, auszurichten. Letzteres brachte ihm manch' schönen Groschen ein und dieß, sowie das Fahrgeld seiner Passagiere machten es ihm möglich, seine ziemlich starke Familie redlich zu ernähren.

Nach einigen Stunden gieng es wieder der Heimath zu. Auch jetzt vergaß sein gottvertrauendes Herz nicht, zuvor seinen Schöpfer andachtsvoll um glückliche Fahrt anzuflehen. Diese gieng freilich nicht so leicht von Statten, wie die Reise nach Bonn; denn nun hatte er den Kahn stromaufwärts zu steuern; allein seiner Gewandtheit, Rüstigkeit und Körperkraft fiel dieß nicht gar zu schwer, zumal, da er von Jugend auf fast täglich den Weg gemacht hatte, und so sehen wir ihn denn bald wieder an derselben Stelle landen, von wo er in der Morgenfrühe abfuhr. Kein Unfall hatte ihn getroffen, Gott war auch an diesem Tage sein Schutz und Schirm gewesen, wofür er nun wiederum durch ein kurzes, frommes Gebet dem Herrn der Elemente innigst dankte. Nachdem er sein Fahrzeug befestigt, schritt er wohlgemuth seiner freundlichen Wohnung zu. Vor ihm her liefen Gerhard und Margaretha, seine beiden ältesten Kinder, die ihn abgeholt hatten, an der Hand trabte neben ihm Heinrich, ein jüngerer, frischer Bube und

auf dem Arme trug er sein Jüngstes, sein Lischen, das ihn mit seinen Patschhändchen zärtlich das gebräunte Gesicht streichelte. Auf der Schwelle erwartete ihn, liebevoll lächelnd, seine Hausfrau und gleich darauf saßen alle in der traulichen Wohnstube. Die Kinder betasteten fragend seine großen Taschen und jubelten laut auf, als er jedem ein frisches Bonner Brödchen darreichte. Die Freude der Kleinen über das ersehnte Geschenk war groß, aber nicht minder ergötzten sich die Eltern an dem gesunden Appetit und der glücklichen Stimmung ihrer Lieben. Ist auch die Sorge braver Eltern oft groß, macht ihnen die gewissenhafte Erziehung der Ihrigen auch viel Kopfbrechen, Arbeit und Kümmerniß; der Himmel hat dafür auch tausend Freuden gleich duftenden Blumen in den heiligen Ehestand hineingestreut, seine Mühen auf's reichlichste zu versüßen. Einem fühlenden Vater- und Mutterherzen wird's nimmer daran mangeln.

So sehr auch Mutter Agnes sich an der Freude ihrer Kleinen erquickte, so vergaß sie doch auch nicht ihrem Heinrich, der heute wieder rüstig und wacker für's tägliche Brod geschaffen, sein Mittagsmahl aufzutragen. Sie selbst mit den Kindern hatten das ihrige schon einige Stunden vorher eingenommen. Die brave Hausmutter hätte zwar gerne an jedem Tage gewartet, bis Heinrich zurück war; ja in den ersten Monaten ihrer Ehe hatte sie es wirklich stets gethan, selbst wenn's auch wohl einmal Abend darüber wurde; sie dachte: Zu Zweien schmeckt das Essen besser! Allein als der Vater droben die kleine Haushaltung mehrte, als die Kinder mit ihr hätten hungern müssen bis zur Ankunft des Vaters, da war sie diesen zu Liebe von ihrer süßen Gewohnheit abgegangen, wozu Heinrich sie früher trotz allem Bitten nicht bringen konnte. Nicht als ob er die Liebe seines treuen Weibes, die sich in diesem geduldigen Harren aussprach, verkannt hätte; diese that ihm unendlich wohl; aber das Opfer, das sie ihm damit brachte, schien ihm zu groß. Jetzt also war dies, wie gesagt, anders geworden. Sie und die Kinder speisten ohne ihn zu Mittag; Du wirst nun denken, lieber Leser, daß

Heinrich darum, wenn er heimgekehrt, seine Mahlzeit allein habe halten müssen. Darin irrst Du aber. Sieh nur, wie die Kinder ihn umstehen und jedem Bissen nachsehen, den er zum Munde führt, wie sein Lieschen, das er auf dem Schooße hat, sich bei ihm eingeschmeichelt, als ob es vorher noch gar nichts genossen hätte. Und der Vater theilt auch von dem Seinen treulich aus. Jeder dritte Bissen ist für eins der Kinder, die sorgsam darauf achten, daß nur ja jeder der Reihe nach gefüttert wird. Freilich zieht nach einigen Bissen der größere Bube, Gerhard, die andern vom Tische weg und sagt: „Nun laßt auch den Vater allein essen!" Doch so recht von Herzen geht das nicht, das sieht man an seinen Augen, die freudig aufleuchten, wenn der Vater ihm noch etwas hinreicht. Mit dem Kleinen auf seinem Schooße wird er nun einmal nicht fertig. Es fordert zwar nichts; aber der fragende Ton, indem es dann und wann sein: „Lieber Papa!" sagt, ist für diesen jedesmal eine wohlverstandene Aufforderung, seiner zu gedenken. So geht's fort, bis alles aufgezehrt ist. Oft auch tritt die Mutter mit ernster Miene dazwischen, scheucht die Kinder fort und sagt: „Nun ist's aber auch genug! Zuletzt sollte der Vater wohl so hungerig vom Tische aufstehen, wie er sich hingesetzt hat!" Aber die Verjagten wissen zu gut, wie weit sie gehen dürfen, und nach und nach huschen sie wieder alle zum Tische hin und fassen Posto, bis alles geleert ist. Und der Vater ist darum nicht weniger gesättigt. Die Kost, und wäre sie noch so würzig und gut zubereitet, würde ihm kaum halb schmecken, wenn die Seinigen nichts mit davon erhielten.

Die wenigen Züge, die ich Dir, geliebter Leser, hier aus dem Leben Osthausens und seiner Familie gegeben, werden genügen, um Dich davon zu überzeugen, daß Gottesfurcht, Liebe und Friede in dieser kleinen Haushaltung herrschte. Lebten die Eltern doch so recht nach dem Willen Gottes. Im fortwährenden Hinblicke auf ihn trugen sie die Sorgen und Mühen ihres Standes mit Ergebung und christlichem Muthe; vom frühen Morgen bis zum späten Abend schafften sie unverdrossen für sich und die, welche ihnen der Himmel anvertraut und suchten

sie zu guten, treuen Christen heranzuziehen. Der Segen des himmlischen Vaters blieb auch nicht aus. Die Kinder gediehen in fröhlicher Gesundheit zur Freude ihrer Eltern und ihr sittiges Betragen, ihr williger Gehorsam gewährten denselben den süßesten Lohn für alle ihre Anstrengungen und Arbeiten.

So freundlich also das Häuschen von außen und innen war, so lieblich war's auch in dieser Familie und Jeder, der mit ihr näher bekannt war, hatte die Guten von Herzen lieb.

Zweites Kapitel.

Hinüber.

Gerhard, Osthausens ältester Sohn, war der Schule entwachsen und legte nun wacker mit Hand an, um dem Vater die Last des Tagewerkes nach besten Kräften zu erleichtern. Früher schon, an den schulfreien Tagen war es seine größte Lust wenn der Vater zu ihm sagte: Gerhard, willst Du mit? Wie schlug ihm das Herz vor Freude, wenn er in den Kahn springen, das Ruder ergreifen und das blanke Wasser mit mächtigem Schlage, so meinte er, zurückschaffen konnte! Wie schaute er dann so frei und frank in die Welt, da er sich schon ein Fährmann glaubte? Wie blickte er so selbstgefällig die Passagiere an, als wolle er sagen: Gelt ich kann's auch schon! Die weichen Hände bekamen freilich oft genug rothe, heiße Schwielen, die Armmuskeln mahnten ihn stets am folgenden Morgen, wenn er Tag's vorher mitgewesen; allein was verschlug das? Das sanfte Hingleiten über dem Wasser, in dem sich der blaue Himmel so herrlich spiegelte, die dahinschießenden Häuser, Weinberge und Bäume und dann die schöne, große Stadt Bonn, wo er Augen zu wenig hatte, um all' das Fremdartige zu schauen, selbst wenn er auch den Mund noch

so weit aufriß, das Alles ließ die Schwielen der Hand, die Müdigkeit der Arme verschmerzen, und immer neu war die Freude, und immer frisch die Lust, wenn der Vater ihn mitnahm. So hatte er's erlernt, das Geschäft des Vaters und stand demselben nun, da er aus der Schule entlassen, kräftig zur Seite. Wenn dieser den Morgenimbiß genommen und seine Agnes befragte: Ist Gerhard noch nicht auf? so erhielt er sicher die Antwort: Der Junge ist schon draußen! Kam er dann zur Abfahrtsstelle, so war schon die meiste Arbeit gethan. Das Frachtgut war zur vollen Zufriedenheit der Eigenthümer in bester Ordnung untergebracht, die Mitreisenden saßen meist schon im Fahrzeug, nur Heinrich hatte noch einzutreten und die Fahrt konnte ihren Anfang nehmen. So war er dem Vater eine nicht zu verachtende Stütze.

Aber auch die Geschwister zogen aus dieser neuen Geschäftseinrichtung ihren Nutzen. War die Fahrt gethan, hatten Vater und Sohn abgespeist und der Abend kam endlich heran, dann drängten sich die Geschwister um ihren Gerhard und baten ihn, doch zu erzählen von der großen Stadt mit den hohen Thürmen und den schönen Häusern. Wie hiengen sie da an seinem Munde, wie lauschten sie jedem Worte, wie schauten sie unverwandt ihm in's Gesicht, um nun auch keinen Blick zu verlieren, keine Miene zu übersehen, die er im Laufe der Erzählung machte. Und Gerhard hatte an jedem Abende etwas zu erzählen; er erzählte das Alles so schön, so recht verständlich für sie, daß es ihnen oft war, als ob sie selbst in Bonn giengen und ständen und all das Erzählte selbst schauten und erlebten. Besonders gut gefiel es ihnen, wenn von den Soldaten mit den blanken Waffen, oder von den Studenten, den großen Schulkindern, wie die Kleinen meinten, die Rede war, und nicht eher kamen sie dann zur Ruhe, bis Vater oder Gerhard ihnen versprachen, sie ehestens einmal mifahren zu lassen.

So ging das sLeben dieer guten, lieben Menschen fort, ohne sonderliche Glücksfälle, doch auch ohne schwere Schicksalsschläge, bis es dem Vater droben gefiel, eine

Aenderung in diesem friedlichen Familienleben eintreten zu lassen.

Im Spätjahr war's, als Vater und Sohn wieder eines Morgens hinabfuhren, jedoch hatten sie heute bedeutend später vom Lande abgestoßen, wie sonst; dicker Nebel lag auf dem Flusse, da sie zur Fährte kamen und lange mußten sie warten, ehe die herbstliche Sonne denselben auch nur etwas lichtete. Um so rüstiger arbeiteten nun beide drauf los, um das Versäumte einzuholen und lustig schoß der Kahn über's Wasser dahin, trotzdem sie gerade an diesem Morgen eine starke Ladung hatten. Die Körbe der Landleute nahmen einen bedeutenden Theil des Raumes in Anspruch, und der Mitfahrenden waren so viele, daß sie sich ordentlich drängten. Osthausen hatte gewehrt, soviel er konnte, um nicht alles und alle aufnehmen zu müssen; er hatte ihnen vorgehalten, wie leicht eine Gefahr nahen könnte und wie schwer es dann sei, bei einer solchen Ladung derselben auszuweichen. Es war Alles umsonst gewesen. Keiner wollte zurückbleiben, und so sehr Osthausen ihnen die Gefahr vergrößert hatte, so sehr hatten sie versucht, ihm die Sache leicht vorzustellen, bis er endlich in Gottes Namen nachgegeben. Wie sie nun so dahin fuhren und der Kahn das Wasser durchschnitt, Jeder froh, daß er doch mitgenommen worden, der Eine berechnend, wie viel er heute wohl in der Stadt einzunehmen, der Andere nachsinnend, wie er die Straßen Bonns durchstreichen müße, um möglichst wenig Zeit zu seinen Geschäften nöthig zu haben, da — stürzt plötzlich Reuser, ein junger Bauersmann, der fast auf dem Rande des Fahrzeuges saß, bei einer etwas heftigen Bewegung der übrigen, die sich bequemer setzen wollten, über Bord und ist, ehe man noch recht wußte, was geschehen, verschwunden. Alles schreit und jammert und will aufspringen, weil man in dem ersten Schrecken den Verstand verloren und glaubt, Alles müsse untergehen. Osthausen aber fordert dringend, daß alle sitzen bleiben und sich ruhig verhalten müßten, drückt einem neben ihm sitzenden Milchmädchen das Steuerruder in die Hand und springt mit den Worten: Ruhig, ich rette ihn! in's Wasser. Mit angehaltenem Athem und stark klopfendem Herzen schaut Jeder

dem muthigen Manne nach, bleich und zitternd sitzt Gerhard im Bug des Kahnes, das Ruder ist seiner Hand entfallen und sein Auge stiert in's Wasser. Ja, könnten Blicke die im Wasser Liegenden heraufziehen, es wäre für Beide keine Gefahr mehr vorhanden, weil jedes Auge angstvoll die Stelle sucht, wo beide verschwunden. So aber bleibt es nur dem gewandten Schwimmer, dem geübten Taucher und dann zunächst dem barmherzigen Gott anheimgegeben, ob Rettung möglich. Endlich taucht die Gestalt des Fährmannes vor dem Kiel wieder auf; mit der Rechten schlägt er das Wasser, mit der Linken zieht er den Verunglückten empor. Obschon die Gefahr noch nicht vorüber, jauchzt doch alles im Kahne laut auf bei diesem Anblicke und Gerhard strengt alle Kraft an, um recht bald mit dem Nachen beim Vater zu sein. Schon wird diesem das Schwimmen schwer, schon fühlt er, wie die Last an seiner Linken ihn unfehlbar wieder hinabziehen wird, da schießt der Nachen zu ihm hin, die Rechte klammert sich fest, man zieht sie beide hinein und — Gott sei Dank! sie sind gerettet.

Zum Glück war man nicht mehr weit von Bonn. Dort angekommen, hatten Beide nichts Eiligeres zu thun, als sich in befreundetem Hause der noch triefenden Kleider zu entledigen und trockene anzulegen. Gerhard stand beim Vater und schaute ihm, überselig im Herzen, in's Auge, als habe er ihn nach langer, langer Zeit erst jetzt wieder gefunden. Osthausen, der sämmtliche Passagiere beim Aussteigen ersucht, doch zu verhüten, daß seine gute Agnes nicht zu früh die Geschichte erfahre, bat auch jetzt den Knaben, doch ja bei der Nachhausekunft mit keinem Blicke zu verrathen, daß etwas vorgefallen; er wolle es selbst der Mutter so behutsam als möglich beizubringen suchen. Dann gingen beide in die Stadt, um noch die nöthigen Geschäfte abzumachen und fuhren dann wieder von Bonn ab, der Heimath zu.

Kaum angekommen, sprangen die Kinder dem Vater in gewohnter Weise entgegen, stutzten aber sogleich, als sie denselben in den fremden Kleidern erblickten und sahen bald ihn bald den Gerhard fragend an. Da erst erinnerte sich auch Osthausen dieses Umstandes, dessen er bis jetzt gar nicht

gedacht; er erkannte, daß es ihm nun wohl schwer werden würde, seiner Agnes so nach und nach, wie er sich's vorgenommen, den Unglücksfall zu berichten und hätte lieber den Sohn voraus geschickt, damit dieser die Mutter allmählig vorbereite, allein dafür war's zu spät. Agnes stand unter der Hausthüre und hatte sie beide schon erblickt. Ihr erstes Wort war auch sofort: „Aber mein Gott, Heinrich, wie kommst du zu der Kleidung? Was ist den vorgefallen?“ Ihre Aufregung und Angst war so groß, daß sie sogar vergessen, den Ankommenden das gewohnte, herzliche Willkommen zu bieten. Heinrich klopfte ihr lächelnd auf die Schulter und sagte: „Beruhige dich, liebe Agnes! Nicht ich war eigentlich in Gefahr, sondern Reuser's Jakob. Der Kahn hatte heute volle Ladung; ich war, ehe ich abfuhr, durchaus dagegen, alles mitzunehmen, gerade, als ob's mir geahnt, daß es ein Unglück geben würde. Indeß, Du weißt, wie sie Alle sind. Keiner will zurückbleiben und Jeder gebährdet sich, als hinge Tod und Leben davon ab, daß er gerade heute mitkomme. Um nun keinem wehe zu thun, nahm ich endlich nothgedrungen Alle mit. Unterwegs müssen sie sich auf der ersten Bank etwas gedrängt haben und denke unsern Schrecken, Jakob, der sich leichtsinniger Weise auf den Rand des Nachens gesetzt, stürzt rücklings ins Wasser. Was sollte ich nun als Christenmensch thun? Ich sprang ihm nach und habe, Dank sei es dem himmlischen Vater, den Unglücklichen gerettet. Wahrscheinlich sitzt er jetzt daheim und erzählt den Seinen, wie ich dir, von der gnädigen Hülfe des Himmels!“

Osthausen hörte auf zu reden. Sein Weib war jedem seiner Worte mit der ängstlichsten Spannung gefolgt; als ihr Gatte das Unglück erwähnt, hatte sie laut aufgeschrieen und die Hände zusammengepreßt, am ganzen Körper zitternd, von dem kühnen Sprunge ihres Theuren gehört. Mit erleichtertem Herzen, mit Dankesthränen im freudigblickenden Auge pries auch sie nun den gütigen Gott, der zwei Leben heute so gnädig erhalten. Doch konnte sie sich den ganzen Abend nicht von dem Gedanken losmachen, wie nahe der Todesengel über dem Haupte ihres braven Mannes geschwebt, und immer wieder bat

sie Heinrich, doch in Zukunft lieber die Hälfte der Ladung zurück zu lassen, trotz allem Sträuben und Murren, als nochmals in eine solche Lage zu gerathen. Nicht eher gab sie sich in ihres Herzens Angst und Besorgniß zufrieden, bis Heinrich ihr dies zugesagt. Da erst kam wieder Ruhe in ihre besorgte Seele, denn sie wußte, daß Osthausens gegebenes Wort, ein einfaches Ja oder Nein, Heiligthum für ihn war, das er nicht durch die leiseste Aenderung seiner Gesinnung und seines Versprechens schädigte. Auch jetzt wieder hielt Osthausen sein Wort auf's Redlichste, wenn auch ohne sein Zuthun und in einer Weise, die tiefes Wehn in's friedliche Häuschen brachte.

Der treue Gatte, der liebevolle, sorgsame Vater stand am andern Morgen nicht vom Lager auf. Schon gestern Abend fühlte er, wie ein leichtes Frösteln ihn befiel; jedoch schlug dies der kräftige, robuste Mann nicht weiter an. Das wird schon wieder vorübergehen, dachte er, äußerte aber nichts von diesem Unwohlsein gegen sein Weib, um sie nicht unnöthiger Weise zu ängstigen. Dennoch war es ihm lieb, als Agnes von selbst darauf drang, daß Heinrich heute früher zu Bette gehen solle. „Du hast dich heut Morgen außergewöhnlich anstrengen müßen, die Ruhe wird dir nöthig sein, sagte Agnes, und Osthausen ließ nicht lange nöthigen. Allein das Frösteln wich nicht, vielmehr wurde es immer stärker, so stark, daß ihm die Zähne klapperten und als der Morgen kam, schüttelte ihn ein heftiges Fieber. Da war freilich an kein Aufstehen zu denken. Auch konnte er nun seinem lieben Weibe die Sorge nicht mehr ersparen. Hastig lief sie hinunter und gar bald brachte sie ihm einen großen Topf heißen Fliederthee, den er trinken mußte bis zum letzten Tropfen; was an Decken aufzubringen war, legte sie über ihn und betete dann zu besten Helfer in der Noth, daß er doch dem Guten baldigst die Gesundheit wiederschenken wolle. Dabei wußte sie manch tröstendes Wort an den Kranken zu richten, dem es gar hart war, daß er hier so darnieder liegen mußte, während er draußen für seine Familie hätte Brod schaffen können.

„Gedulde dich nur, lieber Heinrich und verhalte Dich ruhig. Kommst du nur erst recht zum Schwitzen, so

wird es sich schon wieder machen. Einen Tag mehr oder weniger Verdienst macht uns nicht reich, aber auch nicht arm. Auch ist Gerhard schon hinaus und wird für heute die Fahrt schon allein thun; er hofft auf die Beihilfe der Mitfahrenden und die wird ihm gewiß nicht mangeln. Darum sei getrost und hoffe auf Gott! Er wird's schon machen!" So sprach das brave, gottvertrauende Weib an sein krankes Herz und er fühlte sich von diesen warmen, Hoffnung athmenden Worten mächtig bewegt. Glaubensstark war auch er, sein ganzes Verlangen und Wünschen hatte auch er immer seinem himmlischen Vater anheim gegeben. Es war auch nicht Zweifel an Gottes Fürsorge, was ihn so ungeduldig machte; es war die gesteigerte Sorge für die Seinigen, es war das Fremdartige, daß er, der starke Mann, das Bett hüten mußte, wo es ihn doch drängte, zu schaffen. Das Herz war gottergeben, der kräftige, an Thätigkeit gewöhnte Leib wehrte nur und sträubte sich gegen dies Nichtsthun.

Der von seinem Weibe prophezeite Schweiß wollte indeß nicht eintreten; alle Mittel, ihn heruszutreiben, blieben fruchtlos. Die Krankheit verschlimmerte sich und gieg zuletzt in Lungenentzündung über. Osthausen war durch das rüstige Ruder an jenem Unglückstage stark in's Schwitzen gekommen und in diesem Zustande, ohne sich zu besinnen, in's Wasser gesprungen. Nachher hatte er noch eine Zeitlang die durchnäßten Kleider auf dem Leibe behalten und die Krankheit war verursacht. Daß schon in den ersten Tagen nach dem Arzte geschickt, daß alle dessen Anordnungen gewissenhaft befolgt wurden, daß Tag und Nacht Agnes eine treue, unermüdliche Pflegerin war, brauchen wir wohl keinem zu sagen. Der Arzt, ein geschickter und zugleich sehr hilfreicher Mann that sein Bestes, glaubte auch den Kranken bald wieder herzustellen, schüttelte aber nach einigen Wochen schon bedenklich das Haupt und suchte so schonend er konnte, die Hoffnungen des Weibes allmählig herunter zu schrauben, damit der Schlag, wenn er eintrete, nicht gar zu hart treffe. Zuletzt sagte er ihr denn auch frei heraus, daß ferneres Mediziniren nichts nutzen könne; sie möge den Kranken nur so fort gut verpflegen, ihm namentlich dann

und wann etwas Stärkendes reichen und das Weitere Gott überlassen, der allein hier noch helfen könne. In seinem Gewissen könne er's nicht verantworten, wenn er hier noch weitere Kosten machen wolle.

So zart aber auch der gute Mann die Frau nach und nach auf diesen Augenblick vorbereitet hatte, so war doch ihr Schmerz unendlich groß. Da unten in der freundlichen Wohnung sank sie laut weinend vor dem Cruzifix auf die Kniee und rief die Gnade des allmächtigen, alliebenden Vaters an für ihn, den lieben Kranken für ihre braven Kinder, für sich selbst auch. „O, sieh auf die Tage zurück, die er bis jetzt verlebt, Dir zur Ehre, den Seinen, dem Nächsten zum Heile. Gönne ihm noch einmal seine frührere Kraft und Gesundheit, die er ja durch seine reine, uneigennützige Menschenliebe eingebüßt hat. Laß den armen Kindern ihren Ernährer und mehr noch ihren liebevollen Erzieher. Er will sie ja so gerne Dir erziehen und sie auf der schlüpfrigen Bahn durch dieses Leben begleiten und führen mit sicherer Hand, bis sie auf eigenen Füßen stehen können. O, laß ihm diese Freude, gewähre ihm diesen sehnlichsten Wunsch seines christlich frommen Herzens. Laß ihn nicht fünfmal sterben, denn der Abschied von jedem seiner Lieben wäre neue Todesqual für ihn. Um der Kinder willen erhalte ihn, auch um meinetwillen, auf daß ich nicht seines liebenden Herzens ermangelnd, den harten Stand der Wittwe antreten muß. O Gott, o Jesu, Du Gekreuzigter, um Deines bittern Kreuzestodes willen sei ihm und uns gnädig!"

So betete Agnes, so schluchzte sie hinauf zu Gott und fast wollte sich ihr Herz ergießen vor ihrem Schöpfer. Doch der Christ, der wahrhaft katholische Christ kennt auch noch eine andere Weise mit seinem himmlischen Vater zu reden, wenn's Herz sich auch dagegen sträuben, wenn der noch am Irdischen hängende Sinn es auch nicht fassen will: die christliche Seele vergißt der Worte des leidenden Heilandes am Oelberge nicht. Und so setzte auch Agnes in williger Hingebung ihren heißesten Bitten für die Genesung Heinrichs doch stets die Worte zu: „Aber nicht mein, nicht unser Wille,

nur der heilige, unerforschliche Rathschluß Deiner Weisheit gehe in Erfüllung!"

Und Gottes Wille ging in Erfüllung. Schon der folgende Lenz, der so viele wundervolle Blüthen aus den einengenden Knospen hervorlockte, führte auch dies bescheidene, verborgene Veilchen, diese reine, schöne Seele heraus aus der irdischen Hülle, dort oben im Himmelsgarten im Glanze der himmlischen Gnadensonne schöner noch zu duften und zu blühen zu Gottes Ruhme.

Da unten freilich, bei Mutter Agnes, war jede Lenzesfreude geschwunden. Mochte die milde Frühlingssonne noch so freundlich in's traute Wohnzimmer lächeln, mochten die muntern Vöglein noch so freudig ihre Lieder anstimmen in Flur und Hain, mochten tausend und aber tausend Blüthen mit ihren frischen, lebendigen Farben aus dem mütterlichen Schooße der erwachten Erde hervorlugen und umherblitzen, für Agnes war der Frühling kalt, ohne Lied und Duft, ohne Glanz und Pracht. Nur der Rebstock am Häuschen war ihr lieb. Weinte er doch auch seine lichten Zähren, wenn sie so vor ihm stand und des Dahingegangenen gedachte, der früher immer dies edle Gewächs gehegt und gepflegt hatte. „Laßt sie weinen, laßt die Kinder weinen, laßt sie die Blumen des Frühlings zum schönsten Kranze winden und ihn auf's schlichte Grab, auf's einfache Kreuz legen, die Wunden verharschen; Ergebung in Gottes Willen streift allmählich die Bitterkeit des Schmerzes ab und eine heilige, süße Wehmuth zieht durchs langsam wieder auflebende Herz!"

Drittes Kapitel.

Die Stütze.

Der treue, fleißige Ernährer war nicht mehr, seine Wittwe und die vier Waisen waren nun ganz allein auf sich angewiesen; ein hartes Loos war ihnen gefallen und mit bangendem Herzen schaute Agnes in die Zukunft. War sie auch ein rüstiges Weib, dem, weil unter Arbeit groß geworden, keine Last zu schwer fiel, lag sie auch voll zärtlicher Mutterliebe nun mit doppeltem Eifer ihren Pflichten ob, verhehlen konnte sie sich's nicht, in welch' eine kummervolle Lage sie gekommen, wie es ihr fast unmöglich sein würde, sich und ihre vier Kinder zu ernähren. Wer wollte es ihr deßhalb verargen, wenn sie in der ersten Zeit nach dem Ableben ihres Mannes an jedem Morgen mit thränenden Augen aufwachte, an jedem Abend ihr sorgenvolles Haupt unter schwerem Seufzen zur Ruhe legte. Nicht als ob sie mit Gottes Walten unzufrieden gewesen oder als ob sie des Vaters der Wittwen und Waisen vergessen hätte; nein, aber das schwache Weib glaubte sich der Aufgabe nicht gewachsen, den Ihrigen nun Vater und Mutter zugleich zu sein, Agnes stand ohne Rath und Hülfe, nur auf sich angewiesen, allein da mit ihren drückenden Sorgen. —

So ängstlich die Mutter aber auch ihre Zaghaftigkeit, ihre Besorgnisse den Augen der Kinder zu verbergen suchte, Gerhard hatte ihn geschaut, den tiefen Schmerz, Gerhard ahnte nur zu gut, was der Mutter Herz drückte. Er fühlte, so jung er war, daß er hier mit kräftiger Hand eingreifen, daß er den Vater, so gut es angieng, ersetzen müße. Darum trat er denn auch vor Agnes hin, nahm ihre Hände in die seinigen, schaute ihr so recht treuherzig und liebevoll in die Augen und sprach mit bewegter Stimme:

„Liebe Mutter, laß es jetzt des Weinens und Härmens genug sein. Du machst Dir mehr Sorgen, als vielleicht von Nöthen ist. Sieh' mich an! Kann ich denn nicht mitschaffen für uns? Zwar bin ich noch jung und unerfahren, aber dem guten Willen gibt Gott seinen

Segen und so muß es mir gelingen. Habe ich doch zu Lebzeiten des guten Vaters, Gott habe ihn selig! schon manche Fahrt mitgemacht? Unter seinen Augen und seiner Leitung bin ich ein ziemlich guter Kahnführer geworden, so daß ich schon wagen darf, des Vaters Geschäft fortzusetzen. Leicht findet sich wohl jedesmal eine willige Seele unter den Mitfahrenden, die mir hilft. Warum sollte es uns also so gar schwer fallen, die Haushaltung, ohne sonderliche Entbehrungen aufrecht zu erhalten? Trockne nur Deine Thränen! Ich will Dir ein treuer Sohn, eine willige Stütze sein. Der selige Vater wird uns auch beistehen, in dem er am Throne Gottes für uns bittet und so kann es uns nicht fehlen, wir kommen voran. Darum nur Muth gefaßt, liebe Mutter! Es geht noch alles gut!"

Unter Thränen schaute Agnes auf ihr braves Kind herab, drückte den Knaben an's mächtig getröstete Herz und sagte: „Wenn Du in Deinem jugendlichen Alter ein solches Vertrauen hast, so sollst Du wahrhaftig Deine Mutter nicht zaghaft sehen. Wir wollen zusammen arbeiten und schaffen, so gut wir's vermögen und alles Uebrige dann getrost Gott überlassen. Der den jungen Raben nicht vergißt, wird sicherlich unser gedenken, er hat ja jeden seiner Menschen in seine Hand geschrieben!"

Dann küßte sie den braven Jungen und ging wohlgemuth an ihr Tagewerk. Was bisher ihr Heinrich gethan in seinen freien Stunden, das that nun die Mutter mit unverdrossenem Eifer noch neben ihren Hausarbeiten. Sie bearbeitete den kleinen Garten hinter dem Hause, grub, säete und pflanzte, sie leistete den Einwohnern von Königswinter mancherlei Dienste und war vom Morgenlichte bis zum Abenddunkel immer thätig, immer geschäftig, sich und den Kindern das Nöthige zu erwerben. In den Abendstunden lag sie dann solchen Arbeiten ob, die ihre Haushaltung forderte und fand wirklich ihr genügendes Auskommen.

Sehr viel trug hiezu aber auch die Thätigkeit des Sohnes bei. Was er der Mutter versprochen, das hielt Gerhard treulich. Wie der Vater, so war auch er mit dem ersten Grauen des jungen Morgens schon am Fluße

und fuhr Tag für Tag hinunter nach Bonn, kehrte immer mit ziemlichem Gewinn nach Hause zurück und legte seinen Verdienst bis zum letzten Pfennig der Mutter in den Schooß. Gerne halfen die Mitfahrenden dem braven Knaben beim Rudern und keinem fiel es ein, deßhalb auch nur die geringste Vergütung von ihm zu begehren. Wie sich früher alles zum Vater wandte, und am liebsten in seinem Kahne die Fahrt mitmachte, so drängte jetzt Alles zu Gerhard hin, nicht nur, weil er so zuvorkommend, sittig und seines Handwerks sicher war, sondern mehr noch, weil man wußte, wie der Knabe durch seinen Fleiß der Mutter und den Geschwistern so treulich beistand.

Allein das Fährgeld war nicht der alleinige Verdienst des jungen Broderwerbers. Es gab da auch so Manches in der Stadt zu bestellen, so mancher Auftrag war auszuführen, und zu Alledem konnte man keinen bessern Boten finden, als eben Gerhard. Eine Haupttugend des Knaben, war unwandelbare Treue und Redlichkeit. „Nicht eine Stecknadel darfst Du Dir aneignen vom Eigenthume des Nächsten!" hatte der Vater dem Sohne gesagt und in Gerhards Herzen stand seitdem Ehrlichkeit felsenfest. Und das war eine Eigenschaft, die mancher wohl in Anschlag bringen mußte, jenachdem er einen Auftrag nach Bonn mitzugeben hatte. Sollte irgendwo eine Summe Geldes abgeliefert, oder mußten Einkäufe in der Stadt gemacht werden, so durfte man unbesorgt dem jungen Schiffer noch so viel Geld mitgeben, er zahlte die Summe treulich aus, er berechnete bei seiner Rückkehr bei Heller und Pfennig seine Auslagen und nie stieg auch nur der Gedanke bei ihm auf, für eine Waare etwas mehr zu berechnen, als er wirklich gegeben. Manche von den Bauersleuten, die auch wohl für Andere Geschäfte ausführten, wenn sie nach Bonn fuhren, lachten über Gerhards peinliche Genauigkeit und meinten, umsonst sei doch nur der Tod; man müsse schon froh sein, Gelegenheit zu haben, aus der Stadt sich dies nnd jenes mitbringen lassen zu können und dafür sollte der Bote sich bloß mit den wenigen Pfennigen begnügen, die man ihm nachher in die Hand drückte? Nein, etwas auf

die Waare geschlagen, oder wenn deren Preis bekannt, eine schlechtere Sorte mitgebracht, das müsse den Botengang bezahlt machen. Und warum auch nicht? sagten sie bei einem derartigen Gerede weiter, warum auch nicht? Bringen wir die bestellten Sachen nicht mit, so müssen unsere Auftraggeber sie entweder da, wo sie dieselben gerne hätten, entbehren oder sie müssen dieselben daheim kaufen und dann für schlechtere Waare noch mehr zahlen, als wir ihnen anrechnen! Darum ist's in keiner Weise unrecht, sich auf diese Art einen ordentlichen Botenlohn herauszuschlagen. Von Dir, Gerhard, ist es aber sehr unbillig, daß Du durch Deine Aengstlichkeit unser Treiben so zu sagen verräthst und beeinträchtigst, denn durch Dich werden sie die Preise genau gewahr, wenn sie dieselben noch nicht wissen und Du ziehst auch manche unserer Kunden zu Dir hinüber!"

So sprachen diese Ehrlichen oft dem braven Jungen in's Gewissen, als ob sie recht und er unrecht handle und oft wurden diese Reden von ihnen wohl ziemlich hitzig und bissig geführt; allein Gerhard vertheidigte seine Handlungsweise, wies jede Zumuthung zur Unredlichkeit, auch die kleinste, entschieden zurück und suchte vielmehr diese feinen Betrüger auf andere Gesinnungen und Wege zu bringen.

„Nicht ich verderbe euer Handwerk, sagte er ihnen in solchen Augenblicken häufig; ihr selbst verschuldet es, wenn ein Auftrag an mich kommt von euren Kunden! Thut was recht ist vor Gott und eurem Gewissen! Seid treu, wie es der Herr befohlen, auch im Kleinsten und es wird gewiß keiner von euch fernerhin darüber zu klagen haben, daß Alles zu mir laufe und bestelle!"

Dann wurde noch Einiges hin und hehr gemurmelt, es klang wohl hie und da ein Wort durch wie „dummer Junge!" Wird's nicht weit bringen! Schade, daß er kein Pastor geworden! — aber schließlich ließ man Gerhard doch mit Frieden. Es konnte eben auf die Dauer dem Braven Niemand gram sein, und in ihrem Innern mußten selbst diese Unzufriedenen dem Knaben Recht geben und ihm Achtung zollen, wenn auch wider ihren Willen.

Doch nicht nur diese Treue und Ehrlichkeit brachten

dem strebsamen Jungen viele Kunden; er hatte auch eine ordentliche Erziehung genossen, war gewandt im Lesen und Schreiben, anstellig und klug, so daß man ihm unbedingt Alles anvertrauen konnte, mochte noch so viel Anstand und Bildung dazu gehören. In seiner Fährmannskleidung sah ihn doch jeder Städter gern in seinem nobelsten Zimmer, wenn's nöthig war, eintreten, denn nur die Kleidung wies dem Knaben seine Stellung bei dem derben Fährpersonale an, sein Benehmen dagegen, Sprache und Miene reihten ihn vielmehr dem gebildeten Städter an. Es war darum kein Wunder, daß Gerhardt auch auf diesem Wege, durch Bestellungen und Einkäufe, manch' schönen Groschen verdiente, weil er der Aufträge gar viele bekam.

So gewann Gerhard durch Fahren und die erwähnten Dienstleistungen wohl nicht weniger Geld, als der Vater früher und Wittwe Agnes hatte gewißlich eine vortreffliche Stütze an ihrem Sohne. Dennoch konnte der liebende Junge sich nicht verhehlen, daß noch gar oft die Erinnerung an den hingeschiedenen Vater der Mutter Herz mit tiefer Wehmuth erfüllte; ob auch Agnes noch so sorgfältig in solchen Augenblicken der Trauer sich den Augen der Kinder suchte zu entziehen, ihrem Gerhardt, dem es darum zu thun war, die leisesten Wünsche der Mutter zu erspähen, entgieng dies nicht. Solche Beobachtungen waren für ihn ein neuer Sporn, der liebenden Mutter ihre Tage zu versüßen; er sann und sann, wie er es möglich machen könne, noch mehr Geld zu verdienen, um Mittel zu besitzen, dann und wann der Mutter eine unverhoffte Freude zu bereiten. Endlich war auch dafür ein Weg gefunden. In Bonn gewann ihn ein freundlicher Herr, mit dem er oft, Aufträge halber, zu verkehren hatte, sehr lieb und dieser machte ihm denn eines Tages den Antrag, ob er nicht gesonnen sei, dies und das für ihn zu thun, während der Zeit, die zwischen Gerhards Ankunft und Abfahrt von Bonn lag. Mit einer wahren Hast griff der unermüdliche Junge nach diesem neuen Erwerbszweige. Hatte er früher schon sich stets beeilt, seine Geschäfte rasch in der Stadt zu beenden, so that er es jetzt womöglich noch emsiger, um nur

ja recht viel Zeit zu gewinnen, jenem Herrn dienstbar zu sein. Auch war das, was dieser von ihm verlangte, nicht gar zu schwer. Gerhard sollte die Garderobe in Ordnung halten, die Kleider reinigen und nebenbei kleine Ausgänge machen. Dafür erhielt er jeden Monat ein Bestimmtes an Geld und auch manches Kleidungsstück, das freilich von dem Herrn nicht mehr getragen werden konnte, sich aber für Gerhard und seine Geschwister oft noch recht brauchbar erwies oder zurecht machen ließ. Nun hatte der brave Sohn das Mittel in Händen, der Mutter dann und wann unverhofft eine frohe Stunde zu bereiten und er that dies auch treulich. Bald war's ein schönes Tuch, bald eine nette Schürze, ein andermal ein neues Kleid, was Agnes unter ihren Kleidungsstücken entdeckte, wo es Gerhard heimlich verborgen, und fiel dann ein froher Blick aus der Mutter Auge auf den trefflichen Jungen, o, wie fühlte sich der dann doppelt glücklich. Zwar sagte die Mutter oft, als er ihr gestand, wie er sich derartige Anschaffungen möglich mache, er solle sich schonen, eine solche unausgesetzte Thätigkeit müsse ihn aufreiben; aber da meinte denn Gerhardt gerade das Gegentheil.

„Du kannst Dir nicht denken, liebe Mutter, wie ich mich eben jetzt, wo ich nach deiner Ansicht sogar fleißig bin, so recht glücklich fühle. Es ist mir ein Bedürfniß geworden, recht thätig zu sein und ich glaube, viel eher würde ich krank werden, wenn ich etwas von meiner täglichen Beschäftigung aufgeben sollte, als durch Fortsetzen derselben. Laß mich darum nur machen! Was man gerne thut, das macht nicht übermüde und was man aus Liebe vollbringt, dazu gibt Gott gern stets neue Kraft und Stärke. Arbeitest Du ja auch weit mehr, als sonst und doch bist Du gesund und heiter dabei. Soll sich aber einer schonen, so kommt Dir das eher zu als mir!“

So mußte ihn die Mutter gewähren lassen. Doch auch die Geschwister sollten den Vater, der sie so sehr geliebt, nicht sogar schmerzlich vermissen. Hatte dieser ihnen bei seiner täglichen Rückkehr immer etwas Gutes zum Geschenk mitgebracht, so that dies jetzt an seiner statt der Bruder. Bald war's etwas Gutes zum Essen,

bald ein passendes Spielzeug oder für die Größern ein schönes Buch. Darum sprangen die Geschwister auch dem Bruder eben so freudig entgegen, wie sie früher immer dem Vater entgegen gejauchzt und liefen neben und vor ihm dem Häuschen zu, der harrenden Mutter schon von Weitem durch ihr Rufen die glückliche Ankunft des Bruders zu verkünden. Wahrlich, ein solcher Sohn war ein mächtiger Trost, eine kräftige Stütze für Mutter Agnes.

Und auch noch nach vollendetem Tagewerke, wenn die Familie im traulichen Wohnzimmer versammelt war, wo dann die Mutter meist noch ihre Arbeiten zu verrichten hatte, saß Gerhard am blank gescheuerten Tische bei der grünen Schirmlampe und las der Mutter manch' schöne Geschichte vor, um ihr die Arbeit gleichsam zu versüßen. Der Herr, für den Gerhard in Bonn arbeitete, hatte eine bedeutende Büchersammlung und lieh' daraus von Herzen gern seinem fleißigen Diener jedes Buch, von dem er wußte, daß es ihm nützlich sein könne, daß es seine Kenntnisse bereichern und sein Herz noch mehr veredeln würde. Wie drängte es an solchen Tagen, wo der Knabe ein neues Werkchen mitbekam, diesen nach Hause, wie freute er sich während der Heimfahrt schon darauf, daß er am Abende der Mutter wieder etwas so Schönes vorlesen könne. Mochte diese dann noch so viel, noch so lange zu schaffen haben, Gerhard hielt treulich bei ihr aus, las, so lange es Agnes erlaubte und ging dann mit freudiger Genugthuung zu Bette, wenn er gesehen, wie die Mutter der schönen Erzählung so aufmerksam, mit so vielem Interesse zugehört hatte. Auch die Geschwister hatten häufig Mitgenuß an dieser Unterhaltung. War das Buch für sie passend, so bat Gerhard die Mutter, den Geschwistern das Zuhören erlauben zu wollen und legte ihnen dann den Sinn des Gelesenen, wo es ihrer Fassungskraft zu schwer hielt, mit wirklichem Lehreifer aus, so gut er vermochte. Mutter Agnes sprach auch wohl ein Wort der Belehrung und zum bessern Verständniß dazwischen, und so waren solche Abende für die Kinder ein doppelter Segen; sie fanden Unterhaltung, schärften und bildeten aber auch ihren Verstand trefflich aus.

So lebte Osthausens Wittwe mit ihren Kindern still und friedlich fort. Mit mütterlichem Stolz sah Agnes auf ihren Gerhard hin, der mit der Zeit zum kräftigen, blühenden Jüngling heranwuchs, geachtet und geliebt von allen Guten.

Viertes Kapitel.

Eine Schlange.

In dem Städtchen Königswinter lebte zu der Zeit, in der unsere Geschichte sich zutrug, die Familie Wendes, deren Haupt ebenfalls ein Schiffer war. Da aber dessen Persönlichkeit weiter nichts mit unserer Erzählung zu thun hat, so lassen wir es mit der Nennung seines Namens bewendet sein. Desto mehr müssen wir uns aber mit Wilhelm, dem ältesten Sohne dieser Familie, bekannt zu machen suchen, da er noch mächtig eingreift in die fernern Schicksale der Familie Osthausen's. Dieser Wilhelm hatte gleich Gerhard, des Vaters Beschäftigung zu seiner eignen gemacht; aber obschon dem alten Wendes nicht gerade Schlechtes nachgesagt werden konnte, so hielt man sich desto mehr über das Treiben seines Sohnes auf. Er war, wie man sagt ein Schläger, ein Raufbold von Profession, ein liederliches, dem Trunke unterworfenes Subjekt, dem jede bessere Regung fremd geworden, dabei aber so verschmitzt und jeglicher Heuchelei fähig, daß oft seine nächsten Anverwandten an ihm irre wurden. Hatte er in diesem Augenblicke durch sein Benehmen dem Vater die gegründetste Ursache zum Klagen gegeben, so versöhnte er im nächsten das Herz des bekümmerten Vaters wieder durch eine so prächtig geheuchelte Reue, durch so warm versprochene Vorsätze der Besserung, daß dieser nicht umhin konnte, ihm immer und immer wieder seinen liederlichen Lebenswandel nachzusehen. Da aber mit der Zeit der Vater doch von all'

diesem erheuchelten Gebahren Ueberzeugung gewann, da er sah, daß von einer endlichen Besserung gar keine Rede sein könne bei diesem verdorbenen Menschen, so schloß er ihn von seiner Familie aus und überließ ihn sich selbst. Lange hatte der Vater gezögert, diesen Schritt zu thun, viel hatte die Mutter für den Schlechten angehalten, aber das Maß war voll.

„Du glaubst etwas Gutes zu thun," sagte die Mutter unter Thränen, (denn das Mutterherz hängt ja auch am mißrathenen Kinde noch mit Liebe, ja oft an diesem am meisten,) „und verschuldest wahrscheinlich den gänzlichen Untergang unseres Kindes! Halte ihn doch noch eine Zeit lang bei Dir, er muß doch endlich weich und unseren unzähligen Bitten, Ermahnungen, Vorwürfe und Thränen gerecht werden. Wenn wir, seine leiblichen Eltern, ihn hinausstoßen und dadurch anzeigen, daß wir an seiner Bekehrung verzweifeln, wer soll ihn dann aufnehmen? Wie dürfen wir dann erwarten, daß fremde Menschen es versuchen werden, ihn zu bessern? Er wird mit offenen Armen in sein Verderben rennen und wir haben seine verlorne Seele auf dem Gewissen! Sieh' es doch nur noch diesmal mit ihm an!"

„Dasselbe," erwiderte der Vater, „hast Du schon zu Dutzend Malen mir gesagt und damit meinem väterlichen Ernste Einhalt gethan. Aber nun geht's nicht mehr. Haben wir nicht Alles versucht, was christlichen Elternherzen obliegt, was väterliche, mütterliche Liebe uns anrieth? Bleibt uns denn noch ein Mittel übrig, das wir nicht angewandt hätten? Wir geben ihn nicht seinem Verderben in die Hände, er ist schon verloren und nur dieser letzte Schritt, wenn irgend etwas, kann ihn zur Besinnung und Umkehr bringen. Soll ich denn, weil *ein* Kind verloren gehen will, lieber das räudige Schaf in der Herde lassen, bis alle krank sind? Soll er mir die andern Kinder durch Wort und Beispiel noch verderben? Soll ich nie wieder Frieden ins Haus bekommen? Nein, es geht nicht mehr! Auch mir blutet's Herz wie Dir, aber es muß sein. Gott möge ihm helfen!"

Und dabei blieb es. Wie schon gesagt, wurde

Wilhelm des Hauses verwiesen und hatte nun das Zusehen und die Schmach. Er bummelte nun herum und suchte sich auf jede mögliche Weise sein Brod, vielmehr noch seinen Trunk, zu verdienen. Anfangs hielt es freilich schwer, Arbeit zu finden, denn Niemand mochte ein solches Subjekt annehmen. Allein da nahm er Heuchelei zu Hülfe, stellte sich zerknirscht und reuevoll, flehte, man möge ihm doch um Gotteswillen Gelegenheit geben, sich bessern zu können und hie und da that sich ihm ein mitleidiges Herz auf und schaffte ihm Arbeit. Daß er seine Vorsätze nicht hielt, läßt sich wohl denken. Sobald er sich einige Thaler errungen, ließ er Arbeit Arbeit sein und vergeudete die sauer erworbenen Groschen in seiner liederlichen Manier. So mußte er von Einem zum Andern wandern, aber an Aenderung seines Lebenswandels dachte er nicht.

Lange schon hatte dieser Schlechte mit neidischem Auge unsern Gerhard beobachtet, dem es, wie wir wissen, durch Fleiß, Frömmigkeit und Anstand gelang, der kleinen Familie trefflich beizustehen und sich selbst eine ordentliche Existenz zu sichern. Daß Gerhard durch seine Gottesfurcht, durch seine ernstliche Thätigkeit, zuvorkommende Freundlichkeit einestheils den Segen Gottes auf sein Thun herabrief, anderntheils sich die Zuneigung und Achtung seines Nächsten erwarb, das wollte sich Wilhelm nicht eingestehen.

Wenn sein Gewissen ihm diese Glanzseite Gerhards vorführte, ihn mahnend, auch so zu werden, dann wußte er durch stets bereite Gegenreden dieses bald zum Schweigen zu bringen.

„Was Gottesfurcht, was Eifer und Zuvorkommen!“ murmelte er dann so für sich hin. „Glück, pures Glück hat dieser Mensch, weiter nichts! Als ob ich mich niemals angestrengt, etwas zu erwerben, weiter zu kommen im Leben! Frömmigkeit allein thut's auch nicht! Aber ihm fliegt alles zu, wie gerufen. Ein anderer muß sich seinen Verdienst mühselig suchen, ihm fällt er von selbst in den Schooß. Und dazu ist er auch noch schlauer, als ich. Wie schön weiß er andere um Kundschaften und Bestellungen zu bringen und sich anzueignen! Aber warte nur! Wir wollen doch sehen, ob ich Dich nicht dennoch schließ=

lich überliste! Du sollst und mußt mir an Deinem glänzenden Geschäfte einen Antheil überlassen oder ich will nicht Wilhelm Wendes heißen!“

Und nun überlegte und sann er Tag und Nacht, wie ihm das gelingen könne. Endlich glaubte er den richtigen Schlüssel zur Erreichung seines Vorhabens gefunden zu haben. Er wandte sich mit der unschuldigsten Miene von der Welt und so per Gelegenheit an den einen oder andern der Leute, die fast täglich mit Gerhard fuhren und brachte da so zufällig das Gespräch auf dessen Verdienst und Erwerbsquellen, schilderte aber den Gerhard als fleißig und brav, weßhalb es ihm auch nur gut gehen müße. Nebenbei kam er dann freilich darauf zu sprechen, wie man gerade ihm sogern ein Geschäftchen übergäbe, wodurch zwar Manchem der Verdienst entzogen werde, allein dem Gerhard sei das zu gönnen wegen seiner Familie und auch wegen seiner Klugheit, die immer wisse, wie man die Leute behandeln müsse, um sich ihr Vertrauen zu erwerben.

So war Wilhelm stets des Lobes voll, wenn von Gerhard die Rede war und nur fein streute er das, was keinem der Passagiere so recht gefallen wollte, immer wieder ein; später zählte er auch gelegentlich einzelne Fälle auf, wo einer der Bauersleute einen Besteller verlor und brachte dadurch allmählig unter diesen eine Unzufriedenheit hervor, die täglich wuchs. Namentlich wendete sich Wilhelm mit derartigen Gesprächen an Jene, die dem Gerhard beim Fahren halfen; ja diesen machte er außerdem die Bemerkung, wie es ihm auffallend sei, daß sie unter solchen Verhältnissen auch noch ohne jegliche Vergütung ihm zur Hand wären. Hätten diese Leute den Burschen nur halb so viel gekannt, wie die Bewohner von Königswinter, sie würden auf sein Gerede nichts gegeben haben; da dies aber nicht der Fall, so fanden die leicht hingeworfenen Bemerkungen des Schlauen nur zu bald Eingang und wirkten ganz nach Wilhelm's Absicht.

Als nämlich eines Morgens Gerhard Alles zur Abfahrt geordnet und schon die Hand an's Ruder gelegt hatte, in der guten Meinung, daß dann auch wie

bisheran einer der Mitfahrenden ihm behülflich sein würde, sah er mit Befremden, daß Niemand sich regte, obschon Mancher im Kahne saß, der früher bereitwillig zugegriffen. Mit den treuherzigsten Worten ersuchte nun der Jüngling einen darum, erhielt aber die schnippige Antwort: „Ich werde mich hüten, dazu zu helfen, daß Du die schönen Groschen einsteckst, während ich selbst nichts von meiner Arbeit habe!“

„Nun, versetzte Gerhard lachend, weil er das Ganze noch für Spaß ansah, Du sollst nicht umsonst arbeiten, ich lasse Dich frei ausgehen, Du bezahlst mir nichts für's Mitfahren. Aber nun mache auch gütigst, daß wir fortkommen!“

„Ich danke recht sehr für den schönen Lohn! Sieh' nur, daß Du einen Andern dazu findest. Ich will nicht!“ schallt es ihm entgegen.

Das hatte der brave Gerhard nicht erwartet. Um aber nicht lange unnütze Worte zu machen und auch um seine Passagiere nicht länger aufzuhalten, bat er einen Andern, ihm beistehen zu wollen; allein er erhielt fast dieselbe Antwort. Und so ging es ihm auch mit den Uebrigen. Jeder lehnte ab, nur mit dem Unterschiede, daß der Eine noch etwas bitterer in seinen Antworten wurde, wie der Andere. Das war doch zu arg. Das hatte Gerhard nicht erwartet. Doch was nun thun?

Schon machten Einige ernstlich Anstalten, wieder auszusteigen, um sich von einem andern Fährmanne nach Bonn bringen zu lassen; da griff Gerhard zum äußersten Mittel und bot dem, der mitrudern wolle, die Hälfte des ganzen Fährgeldes an und nun erst griff man an. Während der ganzen Fahrt aber zerbrach sich Gerhard den Kopf, worin dies Benehmen gegen ihn seinen Grund haben könne; indeß vergeblich. Er fand keinen. Wohl ging das Geplauder im Kahne heut lebhaft hin und her; manch' bissige Bemerkung fiel in Bezug auf Gerhard's Nebengeschäfte, so daß der Jüngling merkte, was das heutige Verhalten gegen ihn hervorgerufen; allein den letzten Grund, wie man dazu kam, gerade jetzt ihm Alles so übel zu deuten, fand er nicht.

Die Fahrt war gethan, Gerhard saß eben zu Hause

bei der Mutter und erzählte ihr den Vorfall von diesem Morgen, als es an die Zimmerthüre klopfte und auf das freundliche: Herein, Wilhelm eintrat. Für Gerhard sowohl, als auch für Mutter Agnes war dieser Besuch ein fremder, denn keines kannte den Bösewicht, vielweniger ahnten sie, daß er eigentlich die Scene am Morgen hervorgerufen. Wilhelm, der darauf baute, daß man ihn nicht kenne, log nun mit der größten Geläufigkeit den Beiden vor, daß er von Haus weggegangen sei, um sich eine dauernde Beschäftigung zu suchen; der Vater habe der Arbeit zu wenig für ihn und dergleichen mehr. Er habe von dem unangenehmen Auftritte gehört, der diesen Morgen beim Abfahren Statt gefunden und komme nun, um sich Gerhard als Gehülfen anzubieten.

Mit der unschuldigsten Miene von der Welt, mit dem Stempel der Wahrheit im Gesichte, den Wilhelm seinen Zügen so gut zu geben wußte, hatte er erzählt. Gerhard sowohl wie die Mutter, denen jede Verstellung fremd war, weil ihr eigenes Gemüth einem reinen Spiegel glich, auf dem sich jeder Gegenstand getreu und wahr abbildete, nahmen nur zu leicht jedes Wort des listigen Fuchses für baare Münze an, und da namentlich der Sohn noch etwas aufgeregt war von der unverdienten Behandlung am Morgen, so wurde er bald mit Wilhelm des Handels einig, um so mehr, da dieser sich mit einem mittelmäßigen Lohne zufrieden stellen ließ. Daß der Schurke bei sich dachte, recht bald eine Erhöhung seines Verdienstes zu erzwingen, konnte Gerhard natürlich nicht ahnen.

In's Fäustchen lachend, daß ihm sein Plan so gut und schnell gelungen, kehrte Wilhelm nach Königswinter zurück, wo er in einer eben so schlecht gesinnten Familie, als er war, vor einiger Zeit bereitwillig Aufnahme gefunden, die damit dem Vater Wendes, der ihr einmal in rechtlicher Sache feindlich gegenüber gestanden, Trotz bieten wollten. Schmunzelnd erzählt Wilhelm hier, daß er nun dauernde Beschäftigung gefunden, daß sie ihm den Gefallen erzeigen möchten, seiner nur lobend zu erwähnen, wenn von Gerhard oder der Mutter Agnes wegen seiner Erkundigungen bei ihnen eingeholt werden sollten, denn er habe sich auf ihr Zeugniß bei Osthau-

sen's berufen. Bereitwillig sagte man's ihm zu und diese Vorsichtsmaßregel Wilhelm's erwies sich noch selben Abend als nöthig. Kaum war Wilhelm seiner Gewohnheit gemäß, in's Wirthshaus gegangen, so erschien auch schon Gerhard in dieser Familie, Nachfrage über Wilhelm Wendes zu halten. Es war Gerhard doch hintennach etwas übereilt vorgekommen, daß er sich sofort mit Wilhelm geeinigt und um sicher zu gehen, erkundigte er sich nun nach seinem Gehülfen. Doch die Familie war des Lobes voll über diesen und beruhigt ging Gerhard zur Mutter zurück, ihr von dem günstigen Ausfall seiner Nachfrage zu berichten.

Noch hatten die Strahlen der Morgensonne nicht die Gipfel des Siebengebirges geküßt, als Wilhelm schon an Osthausens Thüre rumorte, um durch seine Pünktlichkeit Gerhard für sich einzunehmen. Dem braven Sohne gefiehl auch dies zeitige Erscheinen augenfällig gut und nachdem Wilhelm auf vieles Nöthigen noch eine Tasse Kaffe mit Gerhard getrunken, gingen sie beide dem Ufer zu. Nach und nach fanden sich die Mitfahrenden ein und die Meisten schauten verwundert und neugierig drein, als sie Wilhelm in Schiffertracht dastehen sahen. Noch mehr aber befremdete es sie, als dieser nun Hand anlegte und sie mit hinabfuhr. Doch sagte Niemand etwas dazu, man wollte den andern Morgen abwarten, um zu erfahren, ob Wilhelm wirklich von jetzt an Gerhard's Gehülfe sein werde. Der andere Morgen kam und mit ihm war auch Wilhelm wieder da und trat als Mitfährmann in das Fahrzeug. Ein leises Gemurmel des Unwillens entstand da im Kahne, dem man, so wie die Fahrt weiter fort ging, immer mehr und immer lautere Worte verlieh. Gerhard, der sich früher nie besonders viel um das Geplauder im Nachen bekümmert, seit jenem Morgen aber etwas mehr aufhorchte, vernahm jetzt zu seiner nicht geringen Verwunderung, wie man allgemein über seinen Gehülfen klagte, wie man ihn einen Heuchler, einen heimtückischen, interessirten Schurken nannte, der nur darum sie aufgestachelt gegen Gerhard, um selbst Verdienst zu finden. Gerhard wußte nicht, woran er war. Wilhelm aber, dem schon heimlich davor bangte,

seine neue Stelle sich unter den Händen entschwinden zu sehen, wandte seine größte Schlauheit, seine beste Schmeicheleien an, um den kleinen Aufruhr zu beschwichtigen, was ihm zu seiner größten Freude schließlich auch gelang. In einer spätern Unterredung mit Gerhard, wußte er die Sache so darzustellen, als ob die Unzufriedenen über ihn, den Fremden, deßhalb hergefallen, um sich in Gerhard's Augen den Schein zu geben, als ob sie nicht aus freien Stücken damals gegen ihn agitirt, und doch stehe er allen jenen Verläumdern fern und habe noch mit keinem von ihnen früher ein Wort gewechselt. Wilhelm hatte dies Alles mit dem Scheine der beleidigten Unschuld und innerer Entrüstung vorgebracht und sogar die Bitte ausgesprochen, Gerhard möge ihn von fernerem Mitfahren entbinden, da er sich nicht noch ferner derartigen Spöttereien und Kränkungen aussetzen wolle. Durch dies Gebahren aber wollte er den Jüngling, der stets geneigt war, eher Gutes als Schlechtes von seinen Mitmenschen zu glauben, vollständig für sich einnehmen; Gerhard ging in die Falle und stellte nun seinerseits die Bitte, Wilhelm möge sich doch an das Vorgefallene nicht weiter kehren und sein Gehülfe bleiben; bei ferneren Angriffen werde er ihm schon zur Seite stehen. Wie gern gab der Heuchler sich zufrieden, wenn er sich auch lange nöthigen ließ.

Gerhard hielt Wort. Gleich bei der nächsten Fahrt fieng das Schimpfen wieder an, wurde aber durch Gerhard bald zum Schweigen gebracht und hörte von da ab gänzlich auf.

So war ein Vierteljahr vorüber gegangen, Wilhelm hatte nicht den geringsten Grund zur Klage gegeben, denn so lange er sich unter den Augen seines Herrn, wie er Gerhard oft spaßhafter Weise nannte, befand, hütete er sich nicht nur vor Aeußerungen seiner Leidenschaften, sondern sogar vor jedem unanständigen Worte. Er stellte sich so fromm, so sittsam, daß Gerhard ihn mit jedem Tage lieber gewann und in ihm nicht mehr einen Untergebenen, sondern seinen besten Freund sah, weßhalb er auch seinen Lohn bedeutend erhöhte und ihm sein vollstes Vertrauen schenkte.

Man könnte sich darüber wundern, daß es Wilhelm, dem Taugenichts möglich war, sich so zu beherrschen; doch wenn man bedenkt, daß selbst der Schlechteste stark in seinen Vorsätzen ist, wo es gilt, neue Schlechtigkeiten sich zu ermöglichen, wenn man ferner erwägt, daß sich Wendes in den Stunden, wo er nicht bei Gerhard war, für all' seine Entbehrungen reichlich entschädigte, dann ist eine solche Selbstüberwindung doch leicht erklärlich.

Als Wilhelm sah, daß Gerhard sich so an ihn gewöhnt hatte, daß derselbe nicht mehr ohne ihn sein konnte glaubte er es an der Zeit, um seine innere Verfassung allmählig, wenn auch behutsam, herauskehren zu dürfen. So erschien er, um mit dem unschuldigsten anzufangen, eines Morgens mit seiner Tabakspfeife im Munde bei Gerhard und blies mit sichtlicher Lust gewaltige Wolken in die reine, klare Morgenluft hinein.

„Wie Wilhelm, Du rauchst? Wie kommst Du denn dazu? Ist's doch heute das erste Mal, daß ich Dich mit der dampfenden Pfeife sehe und doch scheinst Du schon ein Meister in diesem Fache zu sein," fragte ihn Gerhard voller Verwunderung.

„Nimm's nicht übel, lieber Gerhard!" entgegnete der Befragte; „ich konnte diesen Morgen der Lust zum Rauchen nicht länger wiederstehen. Als ich zu Dir kam, merkte ich, daß Du nicht rauchtest und wollte nun Dir zu Liebe mich davon abgewöhnen, allein es ging nicht; ich that's dann heimlich, aber auch das hielt nicht länger Stand und so mußt du mir verzeihen, daß ich heute mein brennendes Pfeifchen mitgebracht; es soll Dich gewiß nicht belästigen!"

„O, Wilhelm, da hast Du Dich unnöthiger Weise gequält," versetzte Gerhard. „Hättest nur gleich Anfangs Deine Gewohnheit beibehalten sollen. Obschon ich selbst nicht rauche, genirt es mich bei Andern doch gar nicht. Darum bringe nur immer Dein Pfeifchen zur Arbeit mit und lasse es Dir gut schmecken!"

Das war schon etwas erreicht, aber noch nicht das, was erreicht werden sollte. Gerhard mußte sich selbst an's Rauchen gewöhnen und unversehens hatte ihn Wilhelm auch dazu gebracht. Wie von ungefähr reichte der

Schlaue dann und wann, wenn eine Arbeit seine ganze Aufmerksamkeit und beide Hände erforderte, seine Pfeife Gerhard hin, und bat ihn scherzweise, doch dafür zu sorgen, daß der Tabak am Brennen bleibe.

„Aber ich rauche ja nicht," sagte Gerhard.

„O, einen Zug wirst Du mir zu Gefallen doch thun dürfen, damit ich nicht wieder anzünden muß. Das öftere Anzünden verdirbt den rechten Geschmack. Thu' mirs zu Liebe und beiße in den sauren Apfel!"

Unter lautem Lachen zeigte sich dann Gerhard willfährig und hatte später oft nöthig, der Züge mehrere zu thun, weil Wilhelm mit seiner Arbeit nicht so rasch fertig werden konnte; (freilich zögerte dieser absichtlich), und so kam Gerhard dazu, Geschmack zu finden am Rauchen und als ihm nun gar Wilhelm ein kleines, niedliches Pfeifchen nebst leichtem Tabak, wie er ihn anpries, zum Geschenke machte, konnte Gerhard der Lust nicht mehr widerstehen, eins zu rauchen und das erste Ziel Wilhelm's war erreicht. Gerhard wurde sogar in kurzer Zeit leidenschaftlicher Raucher und blies manchen schönen Groschen, den er früher zu Geschenken für die Seinigen angewandt, in die Luft hinein. Du wirst denken, lieber Leser, es sei doch eine recht geringfügige Sache gewesen, daß Gerhard durch Wilhelm zum Rauchen kam, deßhalb hätte sich letzterer nicht so viele Mühe geben sollen. Aber siehst Du, dem Wilhelm war's gar nicht geringfügig, daß er dem braven Jünglinge ein neues Bedürfniß geschaffen, wozu er Geld nöthig hatte, daß er ihn schon von e i n e r Leidenschaft abhängig gemacht. Die zweite Leidenschaft, schlimmer für unsern Gerhard, sollte ihn bald noch schmälicher fesseln und so wollte der Schlechte Schritt für Schritt den Braven verderben. Leider gelang ihm sein Vorhaben nur zu gut!

Es war in den letzten Tagen des Herbstes, als die beiden Fährleute, Gerhard mit seinem Gehülfen, bei Bonn an's Ufer gingen und sich gar gewaltig mit den blau angelaufenen, steifen Händen die Seiten schlugen, um sich zu erwärmen; denn es war diesen Morgen durch den scharfen, eisigen Nordwind ziemlich kalt auf dem Wasser gewesen und ihre Finger fast starr vor Kälte geworden.

„Da stehen wir hier und schlagen uns die Seiten, daß die Rippen krachen, während wir in's nächste Wirthshaus gehen könnten, um unsere Glieder am warmen Ofen wieder geschmeidig zu machen. Laß uns doch nicht so närrisch sein, Gerhard! Komm, ich traktire einen Halben!"

„Was?" sagte Gerhard zu Wilhelm, „Du trinkst Branntwein! Nun, das hatte ich nicht von Dir erwartet. Nein, da will ich lieber mir eine Tasse Kaffe geben lassen und das möchte auch für Dich besser sein!"

„Wie Du doch so eigen sein kannst, lieber Gerhard! Heißt das denn Branntwein trinken, wenn man, um sich zu erwärmen, ein paar Tropfen hinunter würgt? In unserm Zustande ist ein halbes Gläschen Schnaps wahre Arznei! Indeß will ich Dich nicht bereden! Jeder nach seiner Weise. Nimm Du Kaffe! Ich trinke mit Deiner Erlaubniß einen Fingerhut voll Branntwein!"

„Nun, nun! Nicht so hitzig!" erwiederte Gerhard. „Ich vergönne Dir's ja gern, wollte Dich nur warnen, nicht vom halben zum ganzen Gläschen, von diesem, zum Schoppen und später zum Trinker zu kommen! Mein Vater selig hat mich schon als Knabe vor diesem Getränke gewarnt. Der kleinste Tropfen kann giftig für den Menschen werden," sagte er; „darum nimm ihn nie in den Mund!"

„Darin hatte Dein Vater," Gott wolle ihm die ewige Ruhe schenken, gar nicht unrecht, wenn er an Menschen dachte, die keine Charakterstärke besitzen, bei denen schnell der kleinste Genuß zur Leidenschaft führt. Uns würde er heute, wenn er bei uns wäre, sicher nicht so rathen! Doch komm. Da sind wir schon an Ort und Stelle. Jeder nimmt nach Belieben und wärmet sich am freundlichen Ofen!"

Die Beiden traten ein, Gerhard nahm eine Tasse Kaffe, Wilhelm einen halben Nordhäuser, und unterdeß sie dies tranken, plauderten sie noch in obiger Manier fort. Endlich hatte Wendes doch soviel in Osthausen hineingeredet, daß dieser ihm Bescheid that, obschon er nur eben die Lippen netzte. Für heute war dies dem Wilhelm genug. Da sich das Wetter nicht anders gestaltete, sondern an den folgenden Tagen noch

rauher und unangenehmer wurde, so kehrten sie noch einige Male im Wirthshause ein, und Gerhard sträubte sich schon nicht mehr so sehr gegen das Zutrinken, und obgleich bald wieder einige schöne Herbsttage kamen, so riefen die Beiden doch nun regelmäßig bei dem Wirthe an, wodurch denn Gerhard schließlich sich auch dem Branntwein aussöhnte und mit Wilhelm gemeinschaftlich ein Halbes trank. Machen wir's kurz. Auf dem weitesten Wege hatte Wilhelm seinen Herrn zum Rauchen und Branntweintrinken geführt und ihm nach und nach so viel beigebracht, daß die guten Seiten unseres Gerhard immer mehr schwanden, dafür aber das Schlechte bei ihm die Oberhand gewann. Sein Fleiß war nicht mehr derselbe, seiner Mutter- und Geschwisterliebe thaten seine neuen Bedürfnisse bedeutend Abbruch, und er war auf dem breiten Wege der Sünde, ehe er es sich selbst recht bewußt wurde.

Fünftes Kapitel.

Ohne Erfolg.

In der ersten Zeit, da Gerhard dies sündhafte Leben begonnen, wußte er seine Leidenschaften noch mit dem Gelde zu befriedigen, das er sich nebenbei in Bonn bei jenem Herrn und durch seine Bestellungen erwarb. Zuletzt wollte dieses aber nicht mehr ausreichen und Unzufriedenheit und Mißmuth kehrten bei ihm ein. Auf diesen Seelenzustand schien Wilhelm gewartet zu haben, um auf dem schlechten Grunde, den er schon in Gerhard's Herz gelegt, fortbauen zu können. Und er versäumte die Gelegenheit nicht.

Ein schöner Maitag lachte vom blauen Himmel auf die verjüngte Flur hernieder. Das goldene Sonnenlicht glitzerte auf dem klaren Fluße, an dessen Ufern saftiges Grün in der lauen Frühlingsluft hin- und herwogte.

Süßer, seliger Friede lag auf der glücklichen Erde. Nur im Herzen unseres Gerhard schien dieser Friede nicht Raum gefunden zu haben, denn er saß mürrisch in seinem Kahne und schaute finstern Blickes in's blinkende, lachende Wasser hinein. Wilhelm war beschäftigt, das Fahrzeug gegen den Strom zu führen, denn sie wollten der Heimath zu.

„Sitzest wieder da, als ob Dir das Leben abgesprochen wäre!“ redete dieser jetzt den Trübsinnigen an. Hast doch heute wieder ein nettes Geldchen erworben und hättest also alle Ursache, aufgeräumt zu sein. Freilich ist's nicht Alles dein eigen; aber mußt Du denn auch jeden Kreuzer nach Hause bringen, damit die daheim ein unbesorgtes Leben führen können? Ich würde, wenn ich an Deiner Stelle wäre, ein für allemal festsetzen, was ich von meinem sauren Schweiß ihnen zukommen lassen wollte und dabei blieb's. Würde schon den Satz so niedrig annehmen, daß ich dabei nicht zu kurz käme. Die Andern sollten sich dann wohl selbst besser regen müssen. Du hast ja zu schaffen und zu wühlen, als ob Du selbst Hausvater wärest!“

Als ob Wilhelm Gerhard's Gedanken in dessen Augen gelesen hätte, so genau hatte er die Ursache seines Kummers getroffen. Gerade Aehnliches hatte Osthausen gedacht und dennoch erschrack er jetzt, als sein Genosse das, was e r in seinem Herzen verschlossen glaubte, so unverholen aufdeckte. Aber noch sträubte sich sein besseres Selbst dagegen, den Worten Wilhelms beizustimmen und er entgegnete:

„Wie magst Du also sprechen? Bin ich denn nicht verpflichtet, für die Verlassenen zu sorgen? Wer soll schaffen für sie, wenn ich es nicht thue? Und verdient meine liebe Mutter, meine braven Geschwister, verdienen sie's nicht, daß ich für sie fleißig bin? Freilich muß ich mir selbst manchen Genuß versagen; aber was ist da zu thun? Ihnen darf ich nicht weniger zukommen lassen. Ist ihnen ja ohnedem schon ein Abzug erwachsen, obgleich Keines bis heute auch nur mit einem Laute dessen Erwähnung gethan!“

„Das fehlte auch noch,“ entgegnete der Arge, „daß

man Dir Vorwürfe machte! Und doch würde das geschehen, so bald Du einmal den Versuch machtest, ein paar Groschen weniger zu bringen. Da würdest Du sehen, wie dankbar sie Dir sind für Dein Placken und Mühen. Aber Gott soll mich bewahren, Dich überreden zu wollen, den Deinigen irgend etwas zu entziehen. Vorhin warf ich das nur so hin, weil ich Deinen Kummer nicht länger ansehen konnte. Vergiß, was ich gesagt. Am Ende bist Du ja doch die einzige Stütze eurer Haushaltung und bist auch alt genug, um einzusehen, was Du thun mußt, was nicht!"

So gab sich Wilhelm den Anschein, als wolle er seine ersten Worte und Rathschläge wieder zurücknehmen. War ja doch der Stein des Anstoßes nun einmal in den Weg gerückt und er wußte sicher, daß Gerhard ihn so leicht nicht wegräumen könne. Der Stoff zum Grübeln war zurecht gelegt und Gerhard hing ihm von Tag zu Tag mehr nach. Zwar hatte dies Grübeln einstweilen für die Seinen keine Folgen, aber dennoch sah der Jüngling jetzt daheim Alles mit andern Augen an. Wurde der Tisch gedeckt, wurde etwas Neues angeschafft, sah er die Mutter oder die Geschwister in neuen Kleidern, so sagte der böse Geist in seinem Innern: Das ist Dein saurer Schweiß. Dafür hast Du Dich wieder abgemartert! — und so wuchs seine Unzufriedenheit mit jeder Stunde. Der Mutter konnte die Veränderung im Wesen des Sohnes nicht entgehen und gar oft schon wollte sie ihn darüber zur Rede stellen. Immer aber fand sie nicht den Muth dazu, besonders wenn sie daran dachte, wie offen das Herz ihres Kindes früher stets vor ihren Blicken da gelegen, wie er seine kleinsten Geheimnisse der Mutter anvertraut, und wie er nun so verschlossen, mürrisch und düster umherging. O, hätte sie ihn gefragt! Hätte sie so recht warm und zärtlich an sein Herz gesprochen! Noch wär's vielleicht Zeit gewesen. Noch umgarnte ihn das Böse so gewaltig nicht, daß er seine Fesseln nicht hätte zerreißen können. Aber die Gute hoffte von Stunde zu Stunde, von Tag zu Tag, der Sohn würde sich ihr von selbst offenbaren, sagen, was ihn drücke und dann, ja dann wollte sie Alles thun,

um ihm seinen frühern Frohsinn, seinen heitern, freundlichen Blick, sein harmloses Wesen wieder zu geben.

Gerhard indessen offenbarte sich nicht, Gerhard wurde schlimmer, und zu spät gingen der Mutter die Augen auf über den Seelenzustand ihres geliebten Kindes.

Wilhelm sah wohl ein, daß er noch ein Weiteres thun müsse, um Osthausen auf gleiche Stufe mit sich selbst zu bringen. Eines Tages trank er ihm recht herzhaft zu und als er gewahrte, wie sich allmählig der Spiritus die Herrschaft über Gerhards Verstandeskräfte aneignete, lud er den Verführten ein, ein Spielchen mit ihm zu machen. Gerhard hatte bis dahin kein Kartenblatt in die Hand genommen, um zu spielen, wohl aber hie und da einmal zugeschaut, wie diese edle Kunst betrieben wurde.

„Ich kann nicht spielen. Ich verstehe blutwenig davon!“

„Darum eben wünsche ich, daß Du ein Spielchen mit mir anfiengest; ich will Dir gern die Regeln desselben beibringen. Auch spielen wir ja nicht um des Gewinnstes willen, nur zum Vergnügen, ohne allen Einsatz. Heda! Herr Wirth! Wollen Sie uns eine gute Karte geben!“

„Nur um Deinen Mißmuth zu vertreiben, wollen wir eins machen,“ sagte Wilhelm, indeß er die Blätter mischte. Anfangs sah Gerhard gleichgültig zu, merkte auch kaum halb auf das, was sein Genosse ihm erklärte; bald aber hatte diese Beschäftigung doch einigen Reiz für ihn, und nachdem das erste Spiel gemacht, verlangte er schon selbst, daß noch ein ferneres gespielt werde, damit er sich besser einschulen könne. Dann spielte man noch ein drittes und ein viertes, nun aber schon um einige Pfennige, und obschon der Betrag ein geringer war, so freute es Gerhard doch, als er eine Partie gewann, bei der sich freilich Wilhelm so dumm stellte, daß er nothwendig verlieren mußte. So gab er noch einige andere Parthien Preis und Gerhards Interesse für's Spiel wuchs mit jedem neuen Gewinne. Folgenden Tages wurde wieder gespielt und auch da war das Glück dem Anfänger günstig. Also brachte Wilhelm den Jüngling wieder um einen Schritt weiter auf

der schlüpfrigen Bahn des Verderbens. Jetzt saß Gerhard Abends schon nicht mehr zu Hause unter den Seinigen, um zu erzählen oder vorzulesen; jetzt trieb es ihn unwiderstehlich nach Königswinter ins Wirthshaus zu Trunk und Spiel. Aber nicht immer blieb ihm die Karte günstig, er verlor auch, verlor eines Abends so viel, daß er eine kleine Anleihe machen mußte, die man ihm zuvorkommend anbot, und da er noch Ehre genug besaß, so hielt er andern Tages die kleine Summe vom Fährgelde ab, gab der Mutter weniger und saß Abends wieder beim Spiel, nachdem er zuvor seine Schuld abgetragen. Noch ahnte die Mutter nicht, auf welch' abschüssigem Pfade ihr Sohn wandelte. War es ihr auch schon seit lange aufgefallen, daß Gerhard keine Geschenke mehr heim brachte für sie und die Geschwister, hatte sie auch, nicht zu ihrer Freude bemerkt, daß er sich an's Rauchen gewöhnt, ja, war es ihr auch unbekannt, warum er jetzt nicht mehr nach vollendetem Tagewerke im häuslichen Kreise saß, und wo er seine Abende zubrachte, so war sie gleichwohl doch weit davon entfernt, wie weit das Herz ihres Kindes schon verdorben.

„Er ist ja auch kein Kind mehr, er muß ja auch den ganzen Tag sich abmühen für uns. Warum soll ich ihm nicht gerne eine kleine Erholung gönnen?“ sagte Agnes zu sich selbst, wenn Bedenken in ihr rege wurden, die nicht zu Gunsten ihres Sohnes sprachen. Auch da, als er einen geringeren Verdienst, als sonst, nach Hause brachte beschwichtigte sie ihren Argwohn durch den Gedanken: Er wird heute eben weniger Passagiere gehabt haben, als gewöhnlich. Im tiefsten Innersten ihres liebenden Herzens lag, ihr unbewußt, der Beweggrund zu solchen Entschuldigungen verborgen. Ihre Seele bangte vor dem Augenblicke, wo sie ihren Liebling strafbar finden würde und diese Angst bewog sie, diesen Moment so lange hinauszuschieben, als sie nur noch, wenn auch mit unhaltbaren Scheingründen, das jetzige Leben ihres Sohnes bei sich selbst entschuldigen konnte. Nehmen wir ihr dies doch nur nicht übel. Jedes fühlende Mutterherz wird unsere Agnes verstehen und sie wegen dieser Schwäche nicht anklagen.

Gerhard wurde auf's Spiel versessener, als er's auf's Trinken war und da er nun häufig verlor, schon darum,

weil er meistens mit Schurken zu spielen hatte, so kam es jetzt auch öfters vor, daß Mutter Agnes nur wenige Groschen von ihm erhielt, so wenige, daß sie nicht länger das Treiben Gerhards entschuldigen und ungerügt hingehen lassen konnte. Auch blieb der sonst so pünktliche Sohn nun oft bis in die Nacht hinein im Wirthshause und kam dann gewöhnlich angetrunken, mit lallender Zunge und stieren Augen nach Hause. Wie manche blutige Thräne weinte in solchen Stunden Agnes, wo sie dasaß bei ihrer Handarbeit und die Minuten zählte, hinauslauschend auf jedes Geräusch, ob ihr Gerhard denn noch nicht komme.

Sie mußte unter diesen traurigen Umständen mit ihm sprechen, mußte ihm sein Unrecht vorhalten, ihm den verderblichen Weg zeigen, auf dem er dem Verderben entgegenrannte. Sie wählte dazu aber nicht den Augenblick, wo er trunken heimkehrte und sich schwerfällig am Tische auf einen Stuhl niederließ, daß dieser krachte; sie wartete vielmehr den folgenden Morgen ab, wo Gerhard bleich und düster in die Küche trat zum Morgenimbiß. Da trat die brave Frau zu ihm hin, legte ihm beide Hände auf die Schultern, sah ihm wehmüthig ins Gesicht und sprach mit vor innerer Bewegung zitternder Stimme:

„Lieber Gerhard! Du wirst Deiner Mutter nicht übel nehmen, daß sie ein paar gutgemeinte Worte an Dich richtet. Es ist so manches zwischen uns anders geworden, daß ich nicht länger schweigen kann. Erinnerst Du Dich noch lieber Gerhard, wie Du mir früher jedesmal so herzlich, so freundlich, mit lachendem Munde und heiterm Auge einen guten Morgen botest, wenn Du zur Küche kamest, mit mir das Frühstück einzunehmen? Denkest Du noch daran, mit welcher Zärtlichkeit Du an mir und Deinen Geschwistern hingest; wie Du so oft uns unverhoffte, ungeahnte Freuden bereitetest; wie es Dich freute, nach vollbrachtem Tagewerke in unserm Kreise niederzusitzen und durch belehrende Erzählungen uns zu unterhalten? O, was waren das glückliche Tage, was war das eine selige Zeit!"

Die Mutter konnte nicht weiter sprechen. Sie war in's Schluchzen gekommen und unaufhaltsam liefen ihr Thränen die Wangen herab. Gerhard saß mit düstern, niedergeschlagenen Augen da, rückte bei den Worten der

Mutter unbehaglich hin und her auf seinem Stuhle und wollte jetzt, da ihm die Sache peinlich war, sich erheben, und weggehen. Aber Agnes drückte ihn sanft nieder und fuhr sich etwas faßend fort:

„So lieber Gerhard! war es früher! Es ist nicht mehr also! Du entfremdest Dich unsern Herzen von Tag zu Tag immermehr, Du hast für uns nicht einmal mehr einen freundlichen Blick, geschweige denn ein herziges, fröhliches Wort. Du hast Dich dem Trunk ergeben und dieser wird Dich sicher in's Verderben stürzen, wenn Du Dich nicht ermannest und ihm entsagst. Ich will Dir keine Vorwürfe machen; ich will Dir nur ein Bild vorhalten von meinem guten Gerhard und meinem irregeleiteten Sohne. damit Du umkehren mögest auf den guten Weg, den Du verlassen. Nimm Dir ernstlich vor, von heute an wieder mein lieber Sohn zu sein und flehe in jedem Augenblicke, wo Dein Vorsatz wanken will, zu Gott, der so gern den Schwachen und Reuigen hilft. Dann wird und muß Alles wieder gut werden!“ Wieder rannen ihre Thränen; sie umarmte den Sohn, küßte ihn innig und warm, als wolle sie ihm den entflohenen, guten Geist wieder einhauchen und schritt dann zur Türe hinaus. Ihr Herz war zu voll, sie konnte nicht länger bleiben. In ihr freundliches Wohnzimmer ging sie, warf sich vor dem einfachen Christusbilde in den Staub und flehte für den Verirrten zu ihm, der so gerne das reuige Schäflein zur Heerde zurückträgt. Süßer, seliger Trost wurde ihrem betrübten Herzen, während sie so da lag und im heißen Gebete vor ihrem Schöpfer sich ergoß. O, das Gebet ist ja stets ein heilender Balsam für das wunde Herz!

Noch immer saß Gerhard finstern Blickes am Tische und schaute vor sich nieder. Mächtig hatten der Mutter Worte sein Herz bewegt; er fühlte sich gerührt und wollte es doch nicht sein. Ihm wäre es lieber gewesen, wenn die Mutter rauh und hart zu ihm gesprochen, wenn sie ihm recht bittere Vorwürfe gemacht, so daß er hätte aufgebracht und zornig werden dürfen. Wie würde er es der Mutter heimgegeben haben! Wie würde er davon geredet haben, daß er für Alle sich schinden und plagen solle, ohne sich selbst eine Erholung machen zu dürfen, daß von ihm ja die ganze

Familie abhinge und daß man's ihm um so Dank wisse, was er stets für sie gethan. Ja, Das und noch vieles Andere würde er gesagt haben, hätte die Mutter nur anders gesprochen, wäre sie nur anders aufgetreten gegen ihn. Aber so! Nein, gegen die Liebe, gegen die Wärme, gegen eine so sanfte, wehmüthige Ermahnung ließ sich kein hartes Wort erwidern; da konnte man nur beschämt zuhören und schweigen. Auch war ihm ja jede Rechtfertigung durch der Mutter schnelles Weggehen unmöglich gemacht, und so stürzte er schnell seinen Kaffee hinunter, steckte sein Butterbrod zu sich und schritt, noch immer mächtig ergriffen, hinaus, dem Rheine zu. Dabei konnte er nicht unterlassen, nach dem Wohnzimmer hinzuschauen, und der weinenden, betenden Mutter ein sanftes „Adieu" zuzurufen. Die Mutter war dann aufgesprungen und wollte mit einem treuen Händedrucke dem Sohne danken für dies freundliche Wort; allein er war schon fort uud so blickte sie heitern Auges zum Himmel hinauf, ihm dankend für Gerhards Sinnesänderung.

Dieser nahm ganz gegen seine Gewohnheit, Waaren und Passagiere schweigend in sein Fahrzeug auf, erwiderte nur flüchtig den Gruß seines Gesellen und schien auch während der ganzen Fahrt keine Silbe sprechen zu wollen, obschon die Passagiere sowohl, als auch Wilhelm manchen Versuch machten, ihn zum Reden zu bringen. Nur was äußerst nothwendig war, beantwortete Gerhard mit kurz abgebrochenen Worten und zeigte gar deutlich, daß es ihm unangenehm sei, ferner mit Fragen belästigt zu werden. Man ließ ihn darum in Ruhe. Doch war es Allen auffallend, daß er so gar düster da saß und nicht einmal sein Pfeifchen anbrannte, was er doch seit geraumer Zeit keinen Morgen versäumte. Keinem aber war dieses stumme Hinbrüten Gerhards so unangenehm, als Wilhelm, der vielleicht der einzige war, der die Quelle desselben ahnte.

Dem ist sicher daheim der Text gelesen worden und nun wurmt's ihm im Herzen. Da mußt Du helfen, sobald du kannst, sonst sind all' deine bisherigen Kniffe umsonst gewesen und Gerhard wird wieder der Alte! dachte Wilhelm und überlegte, wie er es anfangen müße, um jenem den Kopf wieder zurecht zu setzen.

Kaum hatten sie ihre Ladung an's Ufer spedirt, so nahm er Gerhard trotz dessen Sträubens in den Arm und zog ihn mit sich fort dem Wirthshause zu. Schon lange war Wilhelms Einfluß auf den Jüngling so stark, daß dieser auch jetzt fast willenlos folgte. Neckend und spottend brachte der Schlechte endlich aus Gerhard heraus, was ihm war, und neckend und spottend suchte er den innern Sturm in dessen Herzen zu beschwichtigen, dagegen ihn noch weiter aufzustacheln gegen die Seinigen. Wo seine Worte nicht anbeißen wollten, half der Branntwein treulich nach, und nur zu bald erfroren die schönen Hoffnungnungsblüthen unter dem Eishauche dieses kalten, herzlosen Schurken wieder, an deren Dufte sich Agnes schon erquickt. Gegen Abend kam Gerhard taumelnd nach Hause und warf lärmend und scheltend ein paar Groschen auf den Tisch. So hatte Wilhelm ihn belehrt, so müße er sich zu Hause den nöthigen Respekt verschaffen.

Sanft wie am Morgen trat die Mutter gegen Gerhard auf, bat und flehte und weinte, aber nur das Hohnlachen des Betrunkenen antwortete ihren wohlgemeinten Rathschlägen und Zusprüchen. Dabei schlang der Sohn sein Mittagsmahl hinein und sank dann mit dem schweren Kopfe auf den Tisch. Lautes Schnarchen sagte der betrübten Mutter, daß für jetzt jedes fernere Zusprechen unnütz sei, und weinend schlich die Gute hinaus, um abermals für den Verkommenen zu beten. Noch hatte sie die Hoffnung nicht aufgegeben. Am folgenden Morgen stand sie wieder vor ihrem Sohne und sprach ernst und doch liebevoll warnend von seinem sündhaften Wandel, erinnerte ihn an den verstorbenen Vater an das, was ihr damals Gerhard so heilig versprochen, eine kräftige Stütze sein zu wollen an des Dahingeschiedenen Statt und noch so manches ernst mahnende Wort. Allein wenn auch Gerhard in seinem Innern eine Stimme hörte, die ihn dringend aufforderte, der Mutter zu folgen, so wurde er kurz nachher von seinem Verführer, von diesem Handlanger des bösen Feindes, wieder abgestumpft für jede gute Regung und blieb bei seinem wüsten Taumelleben. Lange schon hatte jener Herr in Bonn, der seine Aenderung zum Schlimmen gemerkt, ihm das Haus verboten, lange schon hatten die meisten seiner frühern Auftrag-

geber sich an Andere gewandt, aber das Alles brachte ihn nicht zurück. Das erbitterte ihn im Gegentheil nur noch mehr und bestärkte ihn in seinem wüsten Leben.

Als die Mutter inne wurde, daß all' ihr Mahnen und Warnen, all' ihr Bitten und Flehen, selbst all' ihre harten, strengen Worte nichts fruchteten, suchte sie auf einem andern Wege dem Entarteten beizukommen. Sie nahm mit ihrem Pfarrer Rücksprache, der ihr auch als treuer Seelsorger versprach, sein Möglichstes zu thun, um Gerhard wieder auf den rechten Pfad zu bringen. Er sagte der Mutter, sie möge den Sohn einmal zu ihm schicken. Aber Gerhard wies diese Zumuthung höhnisch zurück.

„Was habe ich mit dem zu schaffen? Ich belästige ihn nicht, also kann er auch mich ungeschoren lassen!"

Als die Mutter betrübten Herzens diese Nachricht brachte, sagte der Brave: „Dann muß ich zu ihm kommen, wenn er nicht zu mir will!" Wie von ungefähr begegnete er dem Widerspenstigen eines Abends, als dieser gerade wieder nach Königswinter zum Wirthshause wollte.

„Mein Sohn, ein Wort!" redete der Pfarrer Gerhard an und mit ihm fortschreitend nahm er Gelegenheit, ihm ernst und eindringlich zuzureden. Namentlich schilderte er ihm Wilhelm, seinen Spießgesellen, den der Seelenhirt nur zu gut kannte, und forderte Gerhard auf, ja beschwor ihn bei dem Blute des gekreuzigten Heilandes, doch in sich zu gehen und ein anderes Leben anzufangen. Aber alles war umsonst. Gerhard kehrte sich ebenso wenig an den Pfarrer, wie an die Mutter, fröhnte seinen Leidenschaften vor wie nach und wurde wo möglich noch schlimmer.

Sechtes Kapitel.

Ohne Gebet hinunter.

Wieder hatten die Beiden, Gerhard und Wilhelm, eine lange Nacht mit Spielen und Zechen zugebracht. Fast war's Morgen, als Gerhard schwerbetrunken den Heimweg suchte und sich zu Bette legte. Da er aber in der Frühe wieder hinaus mußte, so war's nicht anders möglich, als daß er noch halb betrunken, wirr und wüst im Kopfe, in den Kahn stieg, wo sich auch bald Wilhelm in ähnlichem Zustande einfand. So schlecht Gerhard war, hatte er es bis jetzt doch niemals unterlassen, vor der Abfahrt das gewöhnliche Gebet zu sprechen, mochte ihn auch nichts weiter dazu treiben, als die alte Gewohnheit. Heute aber, wo der Kopf ihm so schwer und dumpfig war, dachte er nicht an's Beten und ohne Gebet ging es den Rhein hinunter. Selbst das Murren der Mitfahrenden hatte ihn nicht zum Bewußtsein seiner Pflicht gebracht. Diese aber schickten ihr Vater unser im Stillen hinauf zu Gott und glücklich landete man zur gewöhnlichen Zeit zu Bonn an. Erst als die beiden Fährleute sich zum Hinauffahren anschickten, besann sich Gerhard, daß sie diesen Morgen ohne Gebet hinabgefahren seien und machte seinen Genossen darauf aufmerksam, indem er meinte, es sei doch gut, wenn man das Versäumte nachhole. „Laß uns jetzt ein Vaterunser beten!" sagte Gerhard. Der letzte gute Funken war noch immer nicht in ihm erloschen. Aber Wilhelm, der in Bonn abermals dem Glase tüchtig zugesprochen, erwiderte spöttisch: „Bist Du auf einmal ein so schlechter Fährmann geworden, daß Du Dich nicht getraust, ohne ein Vaterunser den Kahn hinaufzubringen, dann bete nur immer zu. Ich bin müde und will mich niederlegen. Sind wir durch Dein Gebet glücklich an Ort und Stelle angekommen, so stoße mich in die Rippen, daß ich's weiß. Kannst Du aber trotz Deiner Frömmigkeit nicht fortkommen, so wecke mich früher. Ich werde dann schon ohne Gebet uns nach Hause bringen!"

Diese Sprache verdroß denn doch unsern Gerhard und es schauderte ihn, als er nun erst so recht in das verdorbene Herz dessen schaute, den er sich zum Genossen erkoren. Allein was sollte er thun? Zwingen wollte und konnte er ihn nicht. Er ließ ihn gewähren und als Wilhelm bald nachher durch sein Schnarchen verkündete, daß er schon im Schlafe lag, faltete Gerhard seine Hände und betete sein Vater unser, so tief ergriffen und innig, wie er's lange nicht mehr gethan. Er wußte selbst nicht, wie er dazu kam; auch konnte er sich's nicht erklären, warum er heute so sonderbar bewegt, so wehmüthig, fast ängstlich gestimmt war.

Den ganzen Tag über war es recht klares, warmes Wetter gewesen, obschon es schon im Spätherbste war, wo solch' heitere, sonnige Tage selten werden. Erst gegen vier Uhr Nachmittags fuhren die Beiden von Bonn aus der Heimath zu, so daß Gerhard gedachte, mit anbrechendem Dunkel zu Hause zu sein. Doch noch war nicht die Hälfte des Weges zurückgelegt, als sich auch schon ein dichter Nebel auf dem Fluße gelagert, so daß Gerhard nicht fünf Schritt weit vor sich ausschauen konnte. Er bemerkte, wie der Nebel immer dicker wurde und arbeitete nun mit aller Kraft, um möglichst schnell sein Ziel zu erreichen. Schon einige Male hatte er seinem Gefährten zugerufen, daß er ihm helfen solle; allein der regte sich nicht, sondern schlief ruhig weiter. Jetzt glaubt Gerhard in nicht weiter Ferne ein Läuten zu vernehmen, als ob's von einer Schiffglocke herkäme. Einen Augenblick läßt er die Hände ruhen, um zu lauschen. Richtig, er hatte sich nicht getäuscht. Das war das sonderbare Gebimmel, welches so bänglich durch den Nebel tönt, wenn ein Schiff andern Fahrzeugen seine Nähe warnend ankünden will. Bald darauf gewahrte das spähende Auge des Jünglinges auch ein röthliches Licht durch die Nebelmasse; nun galt es die größte Vorsicht. Aengstlich hielt er den Nachen dem Ufer nahe, um ja nicht in die Fahrstraße des Schiffes zu kommen. Da erhebt sich ein heftiger Windstoß und treibt den Kahn wieder weiter in den Strom hinein. Zwar theilt der Wind auch den Nebel, und Gerhard sieht mit Schrecken das Schiff auf sich zusteuern; aber nun zieht der Nebel sich wieder dicht zusammen und nur das umflorte Licht bleibt vom ganzen Schiff-

bilde seinem Auge wahrnehmbar. Hastig springt Gerhard zu Wilhelm hin, ihn rüttelnd und schüttelnd, daß er mit Hand anlege. Gähnend reißt dieser auch die Augen auf; als jedoch Gerhard wieder zur Arbeit greift, fällt sein Genosse neuerdings in Schlaf. Noch einmal wendet Gerhard den Blick und ruft dem Schlaftrunkenen zu, ihm beizustehen, da trifft den Kahn ein so heftiger Stoß von der Seite, daß er fast überschlägt. Gerhard aber wird in's Wasser geschleudet, ehe er sich dessen versieht. Die Matrosen auf dem Schiffe schreien, und schon eilt einer zur Brüstung und will sich hinabstürzen, den Verunglückten zu retten, als dieser auftaucht, mit kräftigem Arme das Wasser theilt, dem Kahne, der abseits vom Schiffe herumtreibt, nachschwimmt und ihn auch glücklich erreicht. Gerhard schwingt sich, vom Wasser triefend, hinein und sucht sich mit der größten Kraftanstrengung wieder in demselben stromaufwärts fortzubringen, indem er den Matrosen zuruft: „Gerettet!“ Bald ist das Schiff an ihm vorbei und er merkt, wie sein Kahn durch seine gewaltige Anstrengung dem Ufer wieder näher kommt und endlich mit dem Bug auf den Sand läuft. Sogleich wirft Gerhard den Anker hinaus, springt an's Land und schlägt ihn am Ufer in den Boden. Dann zieht er das Fahrzeug noch weiter aus dem Wasser und sinkt erschöpft und fast bewußtlos nieder.

Eine Weile hat er so gelegen, da geht's ihm wie im Traum durch's Hirn: „Wo ist Wilhelm?“ Alsbald springt er, von schrecklicher Angst wie neu belebt, wieder in den Kahn und findet — — — — — diesen leer. Derselbe Stoß, der ihn in's Wasser geworfen, mußte auch den Wilhelm hineingeschleudert haben, an den Gerhard in seiner Todesgefahr nicht gedacht. Was nun thun? Der Nebel lag noch immer, dampfenden Wolken gleich, auf dem Flusse; sich noch einmal hinein zu wagen, hieße Gott versuchen. Zudem kannte Gerhard auch die Stelle nicht mehr, wo der Zusammenstoß Statt gefunden, und wenn er sie auch gewußt, wie weit hatte der Strom seinen Gefährten schon hinabgeführt? Ihm beizuspringen, wäre wahrscheinlich fruchtlos, jedenfalls sträfliche Thorheit gewesen. Nichts anderes blieb Gerhard übrig, als den Unglücklichen der Gnade des allmächtigen Gottes zu empfehlen,

und das that der Jüngling mit aller Inbrunst seiner traurigen Seele. Aber grausig schüttelte ihn das Entsetzen, als er bedachte, in welchem Zustande Wilhelm dem Tode in die Arme gefallen; trunken und fast noch mit dem Spott über seinen Gott auf den Lippen. „Ohne Gebet hinunter!“ Dieser eine Gedanke wollte nicht aus seiner bekümmerten Seele weichen. Noch hoffte Gerhard, Wilhelm möge durch das kalte Wasser frühzeitig zum Bewußtsein gekommen sein und sich durch Schwimmen, worin er immer ein Meister gewesen, an's Ufer gerettet haben. Aber diese Hoffnung war eine so schwache, daß er den gräßlichen Gedanken nicht los werden konnte, und immer wieder tönte es in seinem Innern: „Ohne Gebet, ohne Reue und Versöhnung hinunter!“ Eisig kalt überlief es ihn dabei, und es war ihm, als ob starke Fieberschauern ihn schüttelten. Dabei dachte er mit Entsetzen daran, wie nahe ihm selbst der Tod gewesen, wie auch er ohne Gottes gnädige Hülfe jetzt schon vor diesem strengen Richter stehen würde und Rechenschaft ablegen müßte über ein verlorenes, sündiges Leben. Wie heiß sein Dankgebet war, das er jetzt zu Gott emporsandte, kann nur der ermessen, der gleich ihm, so hart am Abgrunde, noch durch Gottes Gnadenblick zurückgehalten wird vom ewigen Verderben. Wie sah er jetzt mit so klarem Blick in die vergangenen, vergeudeten Tage hinein; wie tief erkannte er jetzt, wie schlecht, wie niederträchtig er bis jetzt gelebt! Wie innig gelobte er seinem Gott nun gänzliche Sinnesänderung! Ein neues, tugendhaftes Leben wollte er beginnen, seiner Mutter wieder ein treuer, braver Sohn, seinen Geschwistern ein liebender, sorgsamer Bruder sein.

Gerhard war aus dem Kahne wieder an's Ufer getreten, hatte an dem Buge des Fahrzeuges eine Leine befestigt und zog dasselbe nun stromaufwärts, bis er im Dunkel des Abends die Abfahrtsstelle glücklich erreicht. Er befestigte alsdann den Nachen in gewohnter Weise, eilte zur Mutter und erzählte ihr mit fliegenden Worten von der großen Gefahr, aus der ihn Gott errettet, und von dem wahrscheinlichen Tode seines Genossen. Auch verfehlte er nicht, der Mutter zu versprechen, von nun an wieder das zu sein, was er ehedem gewesen, ihre Stütze, ihr Trost,

ihr gutes Kind. Die gute Frau hörte mit klopfendem Herzen und ängstlicher Spannung der schauerlichen Erzählung zu, betete, als Gerhard geendet, für Wilhelm unter Thränen ein andächtiges Vater unser, dankte auch besonders dem Vater im Himmel für die Gnade und Huld, die er ihrem Sohne erwiesen, und bat diesen dann mit recht mütterlichen Worten, die warm vom Herzen kamen und warm zum Herzen gingen, daß er doch auch seine Vorsätze, die er gleichsam in Todesnoth, in Todesangst gefaßt, ernstlich halten möge sein ganzes Leben hindurch.

„Gott hat Dich in den finstern Rachen des Todes blicken lassen, um Dir durch die Stimme des Todesengels die Warnung zuzurufen, die Du, von meinem Munde gesprochen, so lange unbeachtet gelassen; es hat Dich aber auch seine Hand hart am Abgrunde gehalten und mächtig emporgezogen, ein neues Leben Dir schenkend, damit Du Zeit habest zu Buße und Besserung. Höre darum auf seinen Ruf; laß jeden Wellenschlag, jede Woge, ja jeden Anblick des Flusses ihn Dir wieder neuerdings in's Gedächtniß bringen, und werde von jetzt an wieder sein liebes Kind, damit auch Dein seliger Vater, der gewiß am Throne der Gnade für dich gefleht, freudig auf Dich herabsehen kann!"

Mächtig gerührt sank Gerhard der lieben Mutter an's Herz und erneuerte ihr schluchzend das Versprechen einer vollkommenen Sinnesänderung und eines guten Lebenswandels. Dann aber mahnte ihn auch ein starkes Frösteln, das ihn überfiel, sich schleunigst zu Bette zu begeben und durch starkes Schwitzen möglichst den Folgen der heutigen plötzlichen Erkältung vorzubeugen, sowie auch dem ermatteten Körper Ruhe und Erholung zu verschaffen. Nachdem die Mutter noch recht zärtlich für ihn gesorgt, noch nachgeschaut, ob er auch recht warm gebettet liege, wünschte sie ihm eine gute Nacht und ging, Gott nochmals dankend für den Sohn, der ihr heute gleichsam doppelt wiedergegeben worden, zur Ruhe.

Gerhard fand die ersehnte Ruhe nicht. Starke Fieberschauer schüttelten ihn, wirre Bilder umschwirrten seinen Geist und matteten ihn noch mehr ab; dann verfiel er gänzlich in's Phantasiren und lag darnach ohnmächtig und

erschöpft auf seinem Lager. So kräftig auch sein Körper gewesen, der heutige Unfall hatte ihn gewaltig angegriffen und wochenlang mußte er das Bett hüten. Aus den Fluthen hatte Gott ihn errettet; ob er aber überhaupt wieder gesund und kräftig in's Leben eintreten oder doch noch dem Tode zum Opfer fallen würde, das war eine Frage, die dem ängstlich besorgten Mutterherzen manchen schweren Seufzer auspreßte.

Doch durch der Mutter Thränen und des Sohnes heilige Entschlüsse schien der Himmel versöhnt und der Kranke erstand vollkommen genesen nach Monatsfrist dem Lager.

Was aber hatte Agnes während dieser Zeit erduldet und gelitten? Wie hatte sie gearbeitet und gerungen für die Haushaltung und den Kranken! Wie hatte sie sich's sauer werden lassen Tag und Nacht, damit dem Sohne nur ja nichts an der nöthigen Pflege mangele! Sich hatte sie es vom Munde abgespart, um den Kindern das Nothdürftigste reichen zu können. Und als Gerhard endlich gegründete Hoffnungen zur Besserung gab, und nun stärkende Mittel die Hauptsache waren, die ihm gereicht werden sollten, da that sie einen Schritt, den sie nur einmal in ihrem Leben gethan, bei der Krankheit ihres Mannes, — sie machte Schulden, um dem Sohne wieder aufzuhelfen.

O Mutterliebe! wie bist du so groß, so erhaben! Wie denkst du so wenig, so gar nicht an dich, wenn es gilt, deine Lieben zu versorgen, zu pflegen, zu retten! Das Kind aber, das seine Mutter scheel ansieht, ladet eben darum auch einen furchtbaren Fluch auf sein Haupt und spart sich auf den Zorn des gerechten Gottes zum Tage des Gerichtes, wenn nicht schon hienieden Gottes strafende Hand dasselbe ereilt.

Als Gerhard in seiner Krankheit so weit besser geworden, daß er wieder zu klarem Bewußtsein gekommen, war seine erste Frage, ob man nichts weiter von Wilhelm gehört, ob er nicht auch dem Wassergrabe entronnen sei. Da erzählte ihm die Mutter, wie nach der Kunde von ihrem Unglück die Familie Wendes gleich am folgenden Morgen in aller Frühe auf Erkundigungen ausgezogen,

daß aber alles umsonst gewesen. Am dritten Tage aber sei die Nachricht eingelaufen, daß etwa eine Stunde unterhalb Bonn (die Mutter nannte den Ort) eine Leiche gelandet sei, die der Beschreibung gemäß keinen Zweifel übrig ließ, daß es der entseelte Körper des Unglücklichen gewesen.

„Also dennoch ohne Gebet hinunter," murmelte Gerhard ziemlich laut vor sich hin. „O, es ist schrecklich!"

Aber die Mutter sagte: „Hoffen wir zu Gott, daß er im letzten Augenblicke noch so viel Gnade gehabt, sich mit seinem Gott durch eine wahrhafte Reue auszusöhnen. Es ist eine solche Bekehrung zwar sehr räthselhaft, aber doch möglich!"

Wolle Gott, die Seele des Ertrunkenen befinde sich bei ihm im Frieden, aber, aber! — — — — —

Siebentes Kapitel.

Ohne Hoffnung in's Grab.

Wie schon vorhin gesagt worden, so überstand Gerhard glücklich seine Krankheit und wurde wieder ein lebensfroher, kräftiger, blühender Jüngling, der sich mit allem Eifer bestrebte, ein anderes Leben zu beginnen. Sehr bald hatte er die Schulden, die seine Mutter zu machen gezwungen gewesen, bei Heller und Pfennig getilgt. Dies war ihm um so eher möglich geworden, als ihm auch die Bedienung jenes Herrn in Bonn wieder übertragen worden, da dieser von seinem Unfalle und seinem ernstlichen Bestreben, sich zu bessern, gehört. Ueberhaupt lebte Gerhard jetzt wieder ganz so, wie er es zu der Zeit gethan, als er den Wendes noch nicht kannte, nur daß er jetzt wo möglich noch fleißiger, noch emsiger schaffte. Das zerrüttete Hauswesen blühte bald wieder auf und der frühere erquickende Frieden, die ehemalige stille Freude kehrten wieder ein in das Osthausen'sche Haus.

Leider sollte das nicht lange währen. Leicht ist es, sich dem Bösen in die Arme werfen, leicht auch noch, später wieder gute Vorsätze zu fassen, aber schwer, unendlich schwer ist's, die Fesseln der Leidenschaften abzuschütteln, dem Versucher, der stets in uns'rem Innern lockt — besonders stark aber dann, wenn man seiner Bande sich zu entledigen sucht —, muthigen Herzens den Rücken zu kehren und fest und sicher auf dem schmalen Pfade des Guten weiter zu schreiten. Dieser Kampf mit der Hölle kann nur bestanden werden, wenn der Himmel mit uns streitet und wir diese himmlische Hülfe durch inbrünstiges Gebet Tag um Tag, Stunde um Stunde erflehen und benutzen. Namentlich gilt es in den Augenblicken, wo der Teufel alle seine List gegen uns anwendet (und der ist nicht wenige), hinaufzuschreien zum starken Gott, Kraft und Ausdauer uns durch feuriges Flehen gleichsam herabzureißen vom ewigen Gnadenthrone, um damit den Feind unseres Heiles in die Flucht zu schlagen. Nur so wird auch der durch langes Sündenleben ohnmächtig und kraftlos gewordene Kämpfer fähig, seinen guten Vorsätzen getreu zu bleiben.

An dieser innigen Hingabe an Gott, an diesem heißen Hinaufrufen um Stärke ließ es zwar unser Gerhard auch nicht fehlen, und Gottes Hand gewährte ihm auch hinlängliche Mithülfe. Allein allmählig wurde er im Beten lauer. So wie der Schrecken jenes Unglückstages gleichsam allmählig aus seinen Gliedern wich, wie das schauerliche Todesbild seines Genossen immer tiefer in den Strom der vergangenen Tage untertauchte, ebenso schwand auch sein Eifer, sein ernstliches Streben nach vollkommener Besserung. Er wurde schlaff und gleichgültig. Er griff wieder, was an sich nicht eben verdammungswürdig, aber wegen der Folgen verwerflich war, — zur Pfeife, die ihm nun bald nicht mehr aus dem Munde kam, und setzte sich auch schon wieder leicht darüber hinweg, ein „Schnäpschen" zu trinken und ein Spielchen zu machen.

Freilich ging dies Alles in der ersten Zeit sehr mäßig her; behutsam nahm er den Branntwein in nur ganz kleinem Maße zu sich, nur dann und wann ließ er sich zu einem Spiele herbei und nur um einen geringen Einsatz

spielte er dann. Aber das Sprichwort sagt nicht umsonst: Reiche Du nur dem Teufel einen Finger, so hat er gleich die ganze Hand! Gerhard fiel nach und nach in seine alten Gewohnheiten zurück, und noch war nach seiner Genesung nicht ganz ein Jahr vergangen, so war der Jüngling wieder derselbe Säufer und Spieler, wie vorhin.

Agnes hatte wohl gemerkt, daß Gerhard wieder den Tabak lieb gewann, hatte aber nichts dazu gesagt, weil ihre Mutterliebe wähnte, man müsse dem Kinde, das sich bessern wolle, nicht Alles, auch das an sich Unschuldige, verbieten. Die Mutter glaubte vielmehr, gerade dadurch, daß sie zu dieser Passion ihres Sohnes ein Auge zudrückte, ihm die Enthaltung von Trunk und Spiel leichter zu machen. Ach, die Mutterliebe ist ja so zärtlich besorgt, von ihren Lieben alles Unangenehme, wo es nur eben geht, abzuhalten, daß wir hier Agnes wieder nichts verargen können, wenn wir auch zugeben müssen, daß es an Ort und Stelle gewesen wäre, wenn die Mutter den Sohn darauf aufmerksam gemacht, wie leicht er durch's Rauchen wieder ganz in's frühere Leben zurückfallen könne. Davon, daß Gerhard wieder Branntwein trank und Karten spielte, wurde sie in der ersten Zeit nichts gewahr, weil das nicht zu Hause, sondern an andern Orten betrieben wurde, in Bonn oder Königswinter. Erst als der Jüngling eines Tages trunken heimkehrte, sah sie mit Entsetzen, daß er den alten Weg betreten, und bat und flehte, mahnte und drohte, wie's ihr betrübtes, empörtes Herz erheischte.

„Hast Du mir nicht bei allem, was heilig ist, gelobt, dein verflossenes liederliches Leben nie wieder anzufangen? Wo sind denn nun Deine heiligsten Vorsätze geblieben? Denkst Du nicht mehr an jene Stunden, wo der Tod seine kalte Hand nach Deinem warmen, jungen Leben ausstreckte, um es zu knicken, wie der rauhe Nordsturm die zarte Blume? Hast Du nicht in den bodenlosen Abgrund geschaut, der Deinen Spießgesellen verschlang, als er trunken und die Gotteslästerung noch auf den sündigen Lippen ohne Gebet hinunterstürzte? O Gerhard, laß doch nur jene Stunden recht lebhaft vor Deine Seele treten und Du wirst schaudern, daß Du Dich wiederum auf dem breiten Wege zur Hölle siehst!“

So hielt die unglückliche Wittwe dem trunkenen Jünglinge die eindringlichste Strafpredigt, die wohl am ehesten ihn zur Besinnung hätte bringen müssen.

Doch Gerhard grinste die Mutter mit stierem Blicke an und lallte mit schwerer Zunge:

„Siehst Du denn nicht, daß mich gerade darum damals der Tod noch nicht gewollt, weil ich mich noch lange meines Lebens freuen soll? Und ist denn das ein so großes Verbrechen, wenn man dem Branntweine zuspricht und dabei etwas benebelt wird? Den Rausch schlafe ich aus und bin morgen wieder der heile Kerl!“

So hatte Gerhard seiner Mutter gegenüber noch nie gesprochen; das war ihrer Ansicht nach die Sprache eines gänzlich verkommenen Menschen, und schaudernd erkannte sie daraus, wie ihr Gerhard noch tiefer gesunken sei, als zu Lebzeiten Wilhelm's. Doch ihr Herz hoffte auch jetzt noch, ihn zur Umkehr zu bewegen. Voller Unmuth über die Ironie in Gerhard's Worten sagte sie entrüstet:

„Also so setzest Du Dich über Gottes Gebote hinweg? So verdrehest Du die Wahrheit zur Lüge, um Deinen Gelüsten fröhnen zu dürfen? Wird dereinst auch der ewige Richter eine solche Sprache hinnehmen, wie Deine arme Mutter sie jetzt von Dir gehört? Seine Langmuth hat Dich damals leben lassen, um Dir Zeit und Gelegenheit zur Besserung zu geben. Rufe Du nun nicht durch Halsstarrigkeit, durch Mißachtung seiner Gnade seinen Zorn auf Dein Haupt herab, denn Gott läßt seiner nicht spotten. Könnte ich Dir aber auch zugeben, daß Deine freche Rede Wahrheit enthalte, so sündigtest Du gleichwohl dennoch durch ein solches Leben. Du versündigst Dich dadurch schwer an Deiner armen Mutter, einer Wittwe, und an Deinen unerzogenen Geschwistern, den Waisen; die Sünden aber gegen Wittwen und Waisen schreien zu Gott hinauf, und Gott hat selbst gesagt, er wolle sie rächen. Darum kehre um, o kehre um, liebes, unglückliches, verführtes Kind! Noch ist's Zeit. Stoße Gottes Vaterhand nicht zurück. Klammere Dich an sie an und laß Dich hinausziehen aus dem Strudel, in dem schließlich Leib und Seele untergehen müssen!“

Thränen, bittere Wermuthsthränen rollten der guten

Agnes bei diesen Worten die Wangen herab; aber Gerhard saß, höhnisch in sich hineinlachend, vor der Unglücklichen, als spotte er ihres Jammers.

„Er ist in einem Zustande," dachte die Mutter, „wo jedes fernere Zusprechen gleich nutzlos bleibt; laß ihn, bis er wieder zum Menschen geworden ist, und stelle es unterdessen Gott anheim, ihn auf den rechten Weg zurück zu führen!"

Die Mutter schritt hinaus, und während Gerhard sich die Treppe hinaufarbeitete, auf's Bett warf und bald laut schnarchte, kniete Agnes im freundlichen Wohnzimmer vor ihrem Christusbilde und schüttete vor Gott all' ihren Schmerz, all' ihr Wünschen und Sehnen aus. Die große feuerrothe Abendsonne schaute gleich einem Auge Gottes zu ihr durch's blanke Fenster herein und übergoß die Betende mit purpurnem Glanze, daß sie da lag gleich einer Heiligen im Strahlenkleide. —

Gerhard hatte nichts gegeben auf die Worte der Mutter, ihnen vielmehr mit trunkenem Kopfe Hohn und Spott entgegen gesetzt. Agnes baute darauf, daß er sie hören werde, wenn er nüchtern und wieder bei klarem Verstande wäre; deßhalb hielt sie ihm am folgenden Morgen abermals sein sündhaftes Treiben vor Augen und mahnte zur Besserung. Doch auch jetzt vergebens. Satan verhärtete sein Herz, und der Mutter wärmste Worte, der Mutter heißeste Thränen blieben fruchtlos.

Bald war die Wittwe darauf angewiesen, nur von ihrem kargen Verdienste sich und die Kinder zu nähren, da Gerhard keinen Heller mehr ablieferte, ja, noch unter Fluchen und Schelten von der Mutter das Nöthige an Kleidung und dergleichen verlangte. —

„Ich bin Deines Treibens müde," sagte Agnes, „nimm, was Dein ist und gehe, wohin Dich Deine Füße tragen. Ich habe Leid genug, für uns zu sorgen, und will nicht mit Deinen Geschwistern noch hungern und nackt und bloß gehen, damit Du saufen und spielen kannst. Gehe mir aus den Augen und möge Gott sich Deiner erbarmen!"

Aber Gerhard ging nicht; er lachte nur dazu. Als aber die Mutter ein ander Mal in noch ernsterem Tone

ihm die Thüre wies, schlug er mit der Faust auf den Tisch, daß es durch's ganze Haus dröhnte, und brüllte: „Hierhin gehöre ich und hier bleibe ich. Ich will doch sehen, wer mich hier ausweisen kann. Das Haus gehört so gut mir, wie Dir und den Andern, und von heute an will ich keine Vorwürfe mehr hören. Ich bin Herr im Hause und Niemand anders!"

Zwar wallte es in diesem Augenblicke stark auf in Agnesen's Herzen und schon wollte sie ihm heftig entgegnen, was sie drückte, als sie bedachte, daß dadurch nichts gebessert sei, daß sie im Gegentheile ihrem liederlichen Sohne nur neue Veranlassung zum Sündigen, zum Fluchen und Toben geben würde. Sie schwieg, schwieg von nun an immer gegen ihn, besonders darum auch, da sie gemerkt, daß der lose Bube selbst vor Gewaltthätigkeiten gegen seine Mutter nicht zurückbeben würde. Sie wollte nicht selbst noch Ursache sein, daß er sich Gottes Zorn in immer größerem Maße auflade. Sie schwieg, arbeitete mit der größten Anstrengung, duldete und litt.

Zuviel des Argen hatte Agnes ertragen müssen seit dem Tode Osthausen's; zu oft ward ihr Herz blutig zerrissen durch den schlechten Lebenswandel des eigenen Kindes; zu sehr hatte sie arbeiten und wühlen müssen Tag und Nacht, um sich und den Kindern das tägliche Brod zu erringen. Das Alles nagte an ihrer Lebenskraft, das Alles untergrub ihre so kernige Gesundheit; sie verfiel in Entkräftung und allgemeine Schwäche, magerte zusehends immer mehr ab und konnte bald nur noch etwas im Hause schaffen; ihre Füße trugen sie nicht mehr zum nahen Städtchen. Zum Glück konnte Margaretha, ihre älteste Tochter, um diese Zeit schon ziemlich des Hauswesens sich annehmen, und Heinrich, ihr zweiter Sohn, einige Groschen beim nächsten Nachbar verdienen, sonst hätte bald gänzlicher Ruin sie alle an den Bettelstab gebracht.

Gerhard sah anfangs nichts hiervon. Als er aber später merkte und hörte, daß die Mutter nicht mehr ausging, daß sie kränklich sei, glaubte er, dies werde nur vorgeschützt, um ihn nun dadurch zu kirren, und er blieb bei seinem liederlichen Leben. Indeß erkrankte die Mutter aber ernstlich, mußte im Bette liegen bleiben und

stand nicht wieder auf. Wohl sorgte Gerhard nun, da er doch noch im verborgensten Winkel seines Herzens etwas wie Liebe zur Mutter zu fühlen glaubte, für einen Arzt und die nöthige Arznei; auch konnte er der Kranken zu Liebe sich etwas Zwang anthun und wenigstens nüchtern an ihr Bett treten, auch wohl dann und wann sich eine halbe Stunde von seiner Wirthshauszeit abbrechen, um bei ihr zu sitzen; aber gänzliche Besserung trat selbst jetzt nicht bei ihm ein.

Wenn auch diese geringen Zeichen der Kranken noch einigen Trost gewährten, so konnten sie der Leidenden doch nicht die Gesundheit wiedergeben, vielmehr wurde ihr Zustand von Stunde zu Stunde bedenklicher, und der Arzt erklärte dem liederlichen Sohne, daß seine Mutter, von Gram und Kummer so weit gebracht, mit schnellen Schritten dem Grabe zueile.

„Der Mensch sieht schwarz, oder hat den Auftrag, mich zu ängstigen," brummte Gerhard vor sich hin, beobachtete aber doch von da ab die kranke Mutter mit ängstlichem Blicke und blieb jetzt mit noch wenigern Unterbrechungen an ihrem Lager.

Wieder strahlte eines Tages die goldene Abendsonne in's reinliche Krankenzimmer hinein; aber dies Mal fielen ihre Strahlen nicht auf eine Betende, in Schmerz vor ihrem Gott aufgelöst, sondern auf eine Sterbende, die eben mit der letzten Kraftanstrengung, mit brechender Stimme von ihren schluchzenden Kindern für die Erde Abschied nahm. Gerhard stand vor ihrem Bett, starr und thränenlos, und hielt die Rechte der Mutter in seiner zitternden Hand. Zu ihm sprach die Sterbende:

„An Dich nun, Gerhard, mißrathenes Kind, richte ich meine letzten Worte. Ich will Dir keine weiteren Vorwürfe machen. Wenn Dir diese Dein Herz im jetzigen Augenblicke nicht macht, würde ich doch nur die wenigen Minuten, die mir Gott noch schenkt, vergebens vergeuden. Nur das Eine laß mich Dir sagen: Ich steige ohne Hoffnung für Dich in's Grab. Nimm Dich aber wenigstens Deiner armen Geschwister an, wenn ich gestorben bin. Sie sind dann doppelt verwais't, und allein, außer auf Gott, auf Dich angewiesen. Mache, wenn Du

kannst, an Ihnen gut, was Du an mir, Deiner Mutter, verbrochen hast. Und nun, Gerhard, nimm meine Verzeihung an, nimm trotz Allem meinen mütterlichen Segen. Möge er Dir wirklich zum Heile gereichen. Wenn ich dann auch hier ohne Hoffnung in's Grab steige, so schaue ich vielleicht von Oben wieder hoffend auf Dich herab!"

Agnes hatte ausgeredet; sie segnet nochmals alle ihre Kinder, rief die allerheiligsten Namen Jesus, Maria und Joseph an, und starb.

Achtes Kapitel.

Wiedergeboren.

Das sind harte Schläge von Gottes Vaterhand, wenn er Vater und Mutter den Kindern so frühzeitig hinwegnimmt, wie hier; die Wunde geht tief und das arme Herz blutet und zittert vor Schmerz und Weh.

Jammernd lagen Margaretha und Heinrich am Sterbelager der Mutter auf ihren Knien, den Kopf in die Hände gelegt, und schluchzten und wehklagten. Gerhard stand wie versteinert da, hielt noch immer die starre, kalte Todeshand der Mutter fest und blickte gramerfüllt auf das erblaßte Antlitz der Dahingeschiedenen, das sich im Tode wenig verändert hatte; um den leblosen Mund aber lag ein seliges Lächeln. Die kleine Elise, die jüngste der Waisen, lief befremdet von einem zum andern, schaute bald dem Gerhard zu, bald den beiden, die laut weinend da lagen, und da sich keiner in dem großen Schmerz um sie kümmerte, weil man sie augenblicklich vergessen, fing auch Elise laut zu weinen an und rief nach der Mutter.

Wie vom Schlage gerührt zuckte da Gerhard zusammen, wachte auf aus seinem schmerzlichen Dahinbrüten, ließ die Hand der Mutter sanft auf's Lager gleiten und wandte sich dann der Kleinen zu:

„Komm her, liebes Lieschen," sagte er mit zittern-

der Stimme zum Kinde, „die gute Mutter hört Dich nicht mehr, sie ist todt, sie ist jetzt im Himmel beim Vater und freut sich dort mit den heiligen Engeln. Du kannst nicht mehr mit ihr sprechen, aber wenn Du brav bist, kommst Du auch einmal zu ihr in den Himmel! Darum sei nur immer ein liebes Kind!“

Dabei hob er die Kleine auf den Arm, herzte und küßte sie, strich ihr die blonden Haare aus dem Gesichte und schaute ihr dann wehmüthig in die feuchten, blauen Augen, vor sich hinseufzend: „Armes, verlassenes Kind, arme Waise!“

Dicke Thränen tropften aus seinen Augen langsam zur Erde herab. Auch zu den andern Beiden wandte er sich:

„Steh' auf, Margaretha! steh' auf, Heinrich! Laßt des Wehklagens jetzt genug sein. All' euer Weinen kann die Mutter doch nicht wieder zum Leben erwecken. Gott hat's so gewollt, wir müssen uns seinem Willen fügen. Freilich ist es für uns Alle hart, ohne Vater und Mutter durch's Leben zu gehen; aber denkt, daß Beide von oben herab auf uns herniederschauen, für uns um Glück und Segen am Throne Gottes flehen und unsichtbar uns schützend umschweben. Auch gibt es ja ein Wiedersehen!“

Obwohl die also Angeredeten in ihrer Trauer Alles um sich her vergessen hatten, sich nur ganz ihrem Schmerze überlassend, so richteten sie sich doch bei diesen Worten ihres Bruders auf und traten zu ihm, und alle vier hielten sich nun in Qual und Liebe umfangen. Ja, die Geschwister liebten ihren Gerhard in diesem Augenblicke wieder mit warmem Herzen. Der kalte, eisige Hauch, der über ihre Geschwisterliebe hinwehte, als Gerhard schlecht gegen sie und die gute Mutter handelte, dieser Hauch, der gedroht, die schöne Blüthe ihrer Liebe zu zerstören, er war bei dem herzigen Zureden ihres Bruders entflohen, und warm und wohlthuend half die Zärtlichkeit Gerhard's der schon welkenden Blume wieder auf. So theilnehmend hatte ja auch Gerhard lange nicht mehr zu ihnen gesprochen; sie hatten nicht erwartet, daß der Tod der Mutter so erschütternd auf sein sündiges Herz wirken werde; auch war er ja jetzt ihre einzige Stütze, ihr Haupt, ihr Führer und Be-

rather. Auf ihn waren sie angewiesen und er — er wandte sich so liebevoll zu ihnen. Das frühere traute Verhältniß schien wieder aufleben zu sollen zwischen ihnen, und das that den armen Verlassenen so wohl.

Gern hätten die Kinder die Mutter, obgleich sie starr und todt da lag, immer noch so bei sich behalten mögen; so lange der Todte noch im Hause ist, glaubt und fühlt man den Verlurst noch nicht so ganz. Allein die irdische Hülle mußte der Erde übergeben werden und die Waisen konnten nichts dagegen einwenden. Für die Bestattung sorgte Gerhard in der besten Weise. Zu Lebzeiten der Mutter hatte er ihr viel Verdruß und Kummer gemacht, im Tode wollte er dies, so viel es eben anging, wieder gut machen. Nicht als ob er sich dadurch vor den Leuten zu zeigen gestrebt, nein, die Mutter da droben sollte darin erkennen, wie sein Herz sich so ganz wieder in Liebe ihr zugewandt, sie sollte darin gleichsam eine Bürgschaft haben für seine ernstliche Sinnesänderung.

Von Königswinter kam der Geistliche, die Leiche zum Gottesacker abzuholen. Die Kinder, in Schwarz gehüllt, umstanden im Hausgange schluchzend die Bahre, und nun ging's hinaus zum Friedhofe. Ein schwerer, harter Gang für die Armen. Gerhard hatte sein Schwesterchen Elise an der Hand, hinter ihm kamen Margaretha und Heinrich. Viele Leute aus dem nahen Städtchen erzeigten der Dahingeschiedenen die letzte Ehre und manches Auge von diesen suchte den Ruchlosen, der die brave Frau durch sein wüstes Leben so frühzeitig zum Sterben gebracht. So wenigstens hatte das Gerücht gesagt. Gerhard wußte nicht, daß er das Ziel all' dieser Blicke war. Er ging, tief niedergedrückt, zur Erde schauend, hinter der Bahre einher. In seinem Herzen tobte und wüthete es. Er sagte sich immer und immer wieder dasselbe, was auch die Andern von ihm dachten, und nur der feste Vorsatz, ein anderes Leben von jetzt an beginnen zu wollen, konnte ihm einigen Trost, einige Erleichterung gewähren.

So kam man zum Grabe. Die Leiche war eingesenkt. Da wandte sich der Pfarrer an die Anwesenden und hob in kurzer Ansprache hervor, wie tugendhaft, wie christlich fromm, wie sorgsam thätig die Hingegangene alle die Tage

ihres Lebens gewesen, wie der Herr aber seinen Liebling heimgesucht schon durch den Tod des Gatten, mehr aber noch durch die Familienleiden anderer Art. So zart der Seelsorger diese Saite berührte, sie klang dennoch dumpf und schwer in Gerhard's Seele an, und ein lauter Schmerzensschrei entfuhr unwillkührlich seinem gedrückten Herzen. Keiner der Anwesenden wagte es, nach dem Sohne hinzublicken, denn jedem sagte sein eigenes Herz, wie unzart dies sein würde. Der Redner war der Hirt, er allein hatte das Recht, in diesem Augenblicke dem kranken Schafe eine bittere Arznei zu reichen. Er hatte es so behutsam wie möglich gethan, weil er sich Heilung und Besserung davon versprach, und fuhr nun fort: „Laßt uns nun für die Seelenruhe der Verstorbenen das übliche Gebet verrichten, zugleich aber auch um Gnade und Kraft für uns Alle flehen, daß wir fortan auf dem einzig sichern Wege zur Seligkeit wallen, damit wir uns droben alle in Freuden und Frieden wiedersehen!"

Alle sanken nieder, und wohl Keiner betete inbrünstiger und inniger, als Gerhard. Als das Gebet zu Ende, griff Gerhard nach dem Spaten und warf etwas Erde auf den Sarg. „Schlummere sanft, liebe Mutter! Dein reuiges Kind wünscht es Dir von ganzem Herzen und gelobt Dir heilig und theuer gänzliche Lebensänderung. Ich will an Deinen Kindern, meinen Geschwistern, wieder gut machen, was ich an Dir verbrochen!" So sprach der Traurige bei sich selbst. Dann wandte er sich zu den Geschwistern und sprach: „Kommt, ihr Lieben! Wir müssen nun zur Kirche gehen. Betet dort recht fromm für die liebe Mutter, für den Vater und auch für mich!"

Während des Traueramtes lag Gerhard, das Gesicht in die Hände gedrückt, auf der Bank, und seine Seele war ganz und ungetheilt bei ihrem Gotte. Er war so in sein Gebet und seine Betrachtungen vertieft, daß Heinrich ihn am Aermel zupfen mußte, als es zum Opfer ging.

Die heilige Handlung war vorüber, die Geschwister schritten nach Hause, Gerhard ziemlich gefaßt und ruhig. Fast war es ihm wohl im Herzen. Die Ereignisse weniger Tage hatten ihn gänzlich umgestaltet. Ein verlorner Lebensabschnitt lag hinter ihm, ein neuer, der ihm schön,

rein und rosig entgegenleuchtete, fing für ihn an. Ein irdisches Leben, das der Mutter, war verloren gegangen; ein geistiges, das ihres Sohnes Gerhard, ward wiedergeboren. O dreimal glückliche Mutter Agnes! Dir ward ein Glück zu Theil, für das wohl manche Mutter ihr Leben hingeben möchte: die Wiedergeburt Deines Kindes!

Gerhard hatte in die eiskalte Hand der Mutter, hatte am Grabe gelobt, sich zu ändern; Gerhard hielt Wort. Nie wieder kam ein Tropfen Branntwein über seine Lippen, nie wieder faßte er ein Kartenblatt zum Spielen in die Hand, nie wieder hörte man einen Fluch, nicht einmal ein Scheltwort von ihm ausstoßen; er war ein ganz anderer, durchaus braver Mensch. Zwar galt es einen harten Kampf. Laster und Leidenschaft reißt man nicht so leicht mit Stumpf und Stiel heraus, der Teufel läßt nicht so gar gerne die Beute los, die er einmal zwischen den Krallen hält. Aber sind die Leidenschaften stark, ist der Satan mächtig, so ist die Gnade Gottes doch unbesiegbar, wie sie unversiegbar ist, wenn man ernstlich mit ihr ringt und wirkt. Gar mancherlei Verlockungen in vielerlei Gestalten traten auch an Gerhard heran; er blieb fest; der Gedanke an Tod und Grab, die Erinnerung an die sterbende Mutter und ihre Worte, — das Alles half ihm siegen.

Doch war es unserm Gerhard damit nicht genug gethan, daß er sich selbst beherrschte, daß er bei sich das Unkraut ausrottete, was sich mit starken Wurzeln eingenistet; er fühlte, daß ihm noch eine zweite, bei Weitem schwerere Aufgabe zu lösen oblag; die Bekehrung derer, die durch seine Schuld ebenfalls dem Himmel abtrünnig geworden. Da war namentlich der Paul, ein junger Mensch, den er nach Wilhelm's Tode angenommen, daß er an dessen Statt ihm bei seiner Arbeit behülflich sein solle. Dieser Paul gehörte zwar schon damals nicht mehr zu den Schuldlosen, als er sich mit Gerhard in Verbindung setzte; allein manches Böse hatte er doch erst durch diesen sich angeeignet und war so schließlich im vollen Sinne des Wortes Gerhard's Genosse und Spießgesell geworden. Auf ihn richtete darum der Gebesserte zuerst sein Augenmerk. Wie er ihn nach und nach zum Bösen gebracht, so suchte er ihn auch jetzt allmählig davon abzuhalten.

Bei seinem täglichen Umgange mit Paul hatte er dazu viele Gelegenheit, und er ließ keine einzige unbenutzt vorübergehen. Es war ein schweres Unternehmen, doch es gelang. Gott segnete den Bekehrungseifer des Jünglings, und wie die Beiden früher es sich in allem Schlechten gleich gethan, so sah man sie nach Verlauf eines halben Jahres auch einträchtig auf dem guten Wege wandeln.

Noch Andere waren da, die gerade nicht durch Gerhard böse geworden, die aber doch durch ihn, durch sein Reden und Treiben im Bösen bestärkt worden. Sie alle zu bessern konnte Gerhard nicht hoffen, hatte auch nicht die Verpflichtung dazu. Aber er suchte wenigstens, so oft er mit dem einen oder andern von ihnen zusammen kam, durch ein wohlgemeintes gutes Wort auf ihn einzuwirken, und dies Zureden war doch nicht ganz in den Wind gesprochen.

Möchte doch jeder Sünder so ernstlich, wie Gerhard es war, bemüht sein, nicht blos sich selbst zu bessern, sondern auch nach Kräften die Folgen seines sündigen Lebens zu tilgen; nur dann darf er auch bei Gott auf volle Verzeihung hoffen.

Die edelste und süßeste Pflicht für Gerhard war die, seinen Geschwistern gleichsam Vater und Mutter zu sein. War er früher, nach des Vaters Ableben, ein fleißiger, unverdrossen schaffender Junge gewesen, so strengte er doch jetzt seine Kräfte fast übermenschlich an, um die Geschwister nur so wenig wie möglich die sorgende Mutter vermissen zu lassen. Für ihres Leibes Nothdurft sorgte er auf's Beste; daneben strebte er aber vor allem darnach, ihr Herz rein und gut zu erhalten, ihre Seele immer mehr zu adeln, sie zu gottwohlgefälligen Menschen heranzubilden. Und da er mit der zärtlichsten Liebe dies Alles zu erreichen suchte, so schloßen sich Bruder und Schwestern auch immer enger an ihn an und vergalten ihm seine Sorgen und Mühen durch den pünktlichsten Gehorsam, durch Fleiß und Frömmigkeit.

Ein schönes, brüderliches Familienleben war in Osthausen's Häuschen eingekehrt, und mit wahrer Achtung, mit Freude und Liebe blickten Alle auf diese vier

Geschwister, die in Wahrheit ein Herz und eine Seele waren. So Viele früher über den gottvergessenen, liederlichen Gerhard gemurrt und gescholten, so Viele lobten und segneten ihn jetzt und wünschten ihm aus aufrichtigem Herzen alles Gute.

Neuntes und letztes Kapitel.

Die Früchte des Guten.

Was unserm gebesserten Gerhard so Mancher von Herzen wünschte, daß es ihm wohlergehen möge, das ging in schönster Weise in Erfüllung. So zufrieden und glücklich Gerhard mit seinen Geschwistern lebte, so war doch etwas, worüber er manchmal sorgenvoll nachgedacht, was er aber mit dem besten Willen nicht ändern konnte. So gut er nämlich durch seine Beschäftigung die Haushaltung aufrecht zu erhalten vermochte, so war es ihm doch höchst unangenehm, daß er den größten Theil des Tages von den Seinigen getrennt war. Er hätte gar zu gerne so ein kleines Ackergütchen besessen, wodurch es ihm vergönnt gewesen, beständig im Verkehr mit den Geschwistern zu verbleiben, um alle Interessen besser wahren und auch ihnen ein steter Führer und Wächter sein zu können. Dieses Verlangen wurde bald unverhoffter Weise gestillt.

Nicht gar weit von Königswinter lebte ein reicher Herr von großem Grundbesitz, der aber seinen Reichthum nicht allein genießen wollte, sondern immer darnach ausspähete, wo er irgend Einen glücklich machen könne. Doch spendete er seine Wohlthaten nicht dem ersten, besten, der kam; nur da, wo Herr Siefel die Ueberzeugung gewonnen, daß der Hülfsbedürftige auch der Gabe werth sei, theilte er mit vollen Händen aus. Gar Mancher verdankte diesem Edlen seine und seiner Familie Existenz, Manche waren durch ihn zu Arbeit

und Brod gekommen, und manche dankbare Lippe hatte schon die stets offene Hand des Mildthätigen geküßt.

Dieser Herr Siefel, der tagtäglich in der Umgegend seine Spaziergänge machte, dabei zugleich auch Nachforschungen anstellte, um Gaben austheilen zu können, gelangte einst, fast bei Sonnenuntergang, in die Nähe von Osthausen's Wohnung. Das freundliche, von Reben umrankte Häuschen gefiel ihm, und er fragte den nächsten, der ihm begegnete, wem dies hübsche Häuschen gehöre. Der Angeredete wußte nicht nur dies, sondern konnte auch die Familienverhältnisse Gerhards recht genau, die vergangenen und gegenwärtigen, und konnte so dem Herrn, der gern etwas mehr als Namen und Stand wissen wollte, recht trefflich Aufschluß geben. Mit sichtbarem Unwillen hörte Siefel dem Berichterstatter zu, so lange von Gerhards Schlechtigkeiten die Rede war; als aber der Erzähler von den Tagen der Umkehr, von dem neuen Leben des braven Bruders redete, da klärte sich das düstere Antlitz des Herrn wieder auf und ein beifälliges Lächeln zeigte, wie sehr ihm der junge Mann in seinem jetzigen Schaffen und Wirken gefalle. Siefel, als er glaubte, genug gehört zu haben, dankte freundlich und wollte eben weiter schreiten. Da kam Gerhard vom Rheine herauf und ging seiner Wohnung zu.

„Das ist Gerhard Osthausen, sagte der, welcher obige Unterhaltung mit Siefel gepflogen hatte und empfahl sich. Siefel aber näherte sich dem Schiffer und bot ihm in freundlichster Weise einen „Guten Abend, Osthausen!" Gerhard erwiderte den Gruß in herzlichem Tone, schaute aber doch verwundert drein, daß ein ihm fremder Herr so zuvorkommend gegen ihn war und ihn sogar mit Namen nannte.

„Ich sehe, hub Siefel an, es nimmt Sie Wunder, daß ich Sie kenne; allein die Kenntniß ist nicht weit her. So eben hörte ich erst von Ihnen, als ich mich nach jenem freundlichen Häuschen erkundigte.

Gerhard wurde roth. Er dachte bei sich: Wenn man über mich gesprochen so hat man auch sicher von meinem frühern Leben geredet! Das machte ihn beschämt und trieb ihm das Blut in's Gesicht.

Siefel, der den Menschen ziemlich genau kannte, da er sich

so viel mit der Menschheit beschäftigte, errieth die Ursache dieser plötzlichen Schamröthe und setzte deßhalb hastig hinzu: Man hat mir von den Tagen Ihres Leichtsinnes erzählt, aber mehr noch von den Tagen Ihrer Reue, Buße und Bekehrung; man war des Lobes voll von Ihnen, und ich muß gestehen, ich interessire mich so sehr für Sie, daß Sie mir einen Gefallen erzeigten, wenn Sie mir Gelegenheit böten, noch einige Augenblicke mit Ihnen verplaudern zu können!" Da strahlte Freude und Glück aus Gerhards Blicken und schüchtern drückte er den Wunsch aus, Herr Siefel möge ihn in sein schlichtes Häuschen begleiten. Ein solcher Besuch gereiche ihm, einem schlichten Fährmanne, zur größten Ehre.

So gingen sie denn miteinander und obschon Siefel von einigen Augenblicken gesprochen, die sie verplaudern wollten, so dehnten sich diese doch bedeutend in die Länge, und schon stand der Mond voll und groß am Himmel, als Gerhard wieder mit Siefel hinaustrat und ihm noch ein gut Stück Weges das Geleite gab.

Beim Abschiednehmen drückte Herr Siefel Osthausen die Hand und sagte: „Also das bleibt dabei. Sobald es Ihnen beliebt, siedeln Sie mit Ihren Geschwistern auf das Gütchen über und ich denke, der Segen Gottes wird mit Ihnen sein, daß Sie außer der Pacht auch noch jährlich ein nettes Sümmchen für sich und die Ihrigen aus meinem Grund und Boden ziehen!"

Gerhard dankte mit gerührtem Herzen nochmals dem Braven und dann schieden beide von einander.

Du wirst neugierig sein, geliebter Leser und wissen wollen, was die Beiden im rebenumrankten Hüttchen, in jener freundlichen Wohnstube, die Du so gut kennst, miteinander geplant und überlegt haben, und was es mit diesem Gütchen auf sich hatte. So höre! Im Laufe des Gespräches war Gerhard darauf zu sprechen gekommen, wie unangenehm es ihm sei, jeden Tag die Seinigen bis zum Abend allein lassen zu müssen und wie er wünsche, eine Beschäftigung zu haben, die eine solche Abwesenheit nicht nöthig mache. Darauf hatte Herr Siefel ihm davon geredet, daß er eben jetzt ein nettes Gut mit einer kleinen Anzahl Morgen ohne Pächter

habe; wenn es ihm beliebe, so wolle er dieses Gut mit allem Ackergeräthe und dem Viehbestande ihm gegen eine billige Pacht überlassen; auch an Rath und Beistand solle es ihm nicht fehlen, damit er sich in den vielerlei Arbeiten des Landmannes zurecht finden könne. Dabei stellte Siefel seine Bedingungen so günstig, daß Gerhard mit Blindheit hätte geschlagen sein müssen, wenn er sich länger geweigert, ein solches Anerbieten anzunehmen. Nur eins machte ihm die Entscheidung schwer. Er sollte sich trennen von der elterlichen Wohnung, von diesem heimischen Häuschen, wo der Vater und die Mutter gelebt, wo er schon als Kind sich herumgetummelt, und bis jetzt geweilet hatte. Aber auch das machte ihm Siefel leicht.

„Ich stehe allein in der Welt, sagte der gute Herr. Meine Gemahlin ist schon frühe hinübergegangen in's Land des ewigen Friedens, Kinder habe ich keine, und so ist denn nur mein getreuer Diener, der mir etwas näher steht, als alle die andern Menschen. Allein er ist alt und schwach und kann mich nicht mehr wie sonst auf meinen Ausflügen begleiten. Und doch möchte ich so gerne dann und wann Jemand um mich herum haben, wenn ich so in der schönen Gotteswelt umherwandle, Jemand, mit dem ich plaudern könnte über die tausend Freuden, die uns der himmlische Vater in diesem hehren Tempel stündlich bereitet. Darum mache ich Ihnen denn folgenden Vorschlag, der einerseits meinen Wunsch erfüllen, anderseits auch Ihnen den Abschied von dieser heimischen Stätte erleichtern wird. Wenn Sie des Tages Last und Hitze an den sechs Werktagen getragen und fleißig geschafft haben, so thut es Ihnen gewißlich gut, am Sonntage mit mir einen kleinen Spaziergang zu machen. Ich komme Nachmittags zu Ihnen und hole Sie ab, und alsdann schlendern wir gemüthlich durch Feld und Wald, kehren in diesem lieben Häuschen, das die Schwester jeden Sonnabend etwas zurecht machen kann, ein und unterhalten uns über Ackerbau und Viehzucht, über die Arbeiten der verflossenen und der kommenden Woche und über Alles, was uns sonst noch am Herzen liegt. Ich finde zu solchen Plaudereien gerade diese

Stube sehr traut und einladend und denke mir das gar schön. Wollen Sie mir die Freude machen, so schlagen Sie ein!"

Siefel reichte ihm die feine, weiße Hand hin. Gerhard hätte fast Anstand genommen, mit seiner nervigen Hand diese zarten Finger zu berühren, wäre Siefel nicht gar so gut und lieb gewesen. Er schlug also ein und der Handel war abgeschlossen.

Darum konnte auch Siefel beim Abschiednehmen also zu Gerhard reden, wie wir oben vernommen, und Gerhard, der nun den Heimweg antrat, sah gerührten Herzens zum sternbesäeten Himmel hinauf.

„Dank Dir, Vater, droben über diesen ewigen Lichtern. Du hast den Segen meiner seligen Mutter in schönster Weise mir zum Heile gereichen lassen. Du gabst mir mein besseres Selbst wieder, nun schaffest Du mir auch noch durch diesen herzensguten Mann gleichsam ein neues Dasein. O, habe Dank dafür! Laß mich aber auch diesem Herrn immer dankbar bleiben!"

So sprach's in Gerhards Herzen, als er seiner Wohnung zuschritt und am tiefblauen Abendhimmel die Millionen Sterne herauf kamen und auf die stille Erde herabfunkeln sah. Wie war es ihm so wohl, so selig zu Muthe! War es ihm doch, als sei dort oben jeder Stern das Auge eines Seligen, dem es gestattet sei, in stiller Nacht hernieder zuschauen auf seine zurückgelassenen Lieben auf Erden. War es ihm doch, als sei dort jener helle Stern, der so unruhig flimmerte, das Auge seines lieben Vaters, kurz dabei das sanfte weiße Lichtchen der treuen Mutter Blick. Es kam ihm vor, als ob er wirklich fühle, wie gerade diese beiden Sterne nur auf ihn herniederschauten und immer freundlicher, immer anmuthiger strahlten. Wie so selig, wie so himmlisch wohl wurde es ihm im Herzen! Hatte er sich ja nun keinen Vorwurf mehr zu machen; vielmehr lebte in ihm der beglückende Frieden eines mit sich selbst zufriedenen Gewissens; er durfte frei und froh zu den Verklärten aufschauen. Welchem reinen Herzen wäre aber diese Freude an Gottes Himmelslichtern noch nicht zu Theil geworden? Wer Vater oder Mutter, Geschwister oder Kinder durch den Tod verloren, sucht in den nächtlich stillen Stunden am

sterngestickten Himmel den Blick dieser Lieben? Wer möchte nicht glauben an diese erhabene, so wohlthuende Verknüpfung der Geisterwelt mit uns armen Erdenpilgern? Warum sollten die Heimgegangenen nicht schützend und wachend auf die lieben Ihrigen herunterblicken, wenn diese da unten ihre stillen, einsamen Wege ziehen oder das Auge im Schlummer geschlossen haben?

Voll von diesen Gefühlen erreichte Gerhard sein vom blendend weißen Mondlichte übergossenes Häuschen. Hier setzte er sich zu den Geschwistern hin und redete noch lange zu ihnen von dem guten Herrn und seinem Anerbieten. Ehe sie zur Ruhe gingen, stand bei Gerhard der Entschluß fest morgen schon die Uebersiedelung zu beginnen. —

Gerhard fand auf dem Gute Alles so, wie Siesel ihm gesagt; eine geräumige, nette Wohnung, Scheune, Schuppen und Stallungen, alles in bester Ordnung, schönes Zuchtvieh und alle erforderlichen Acker- und Gartengeräthe. Bald war er, da es an gutem Willen nicht fehlte, zu seiner Zufriedenheit eingerichtet, und strebte nun danach, ein tüchtiger Ackerer zu werden. Herr Siesel stand, wie er versprochen, ihm treulich zur Seite, und die sonntäglichen Promenaden, die Unterhaltungen, die dann gepflogen wurden, waren für Gerhard ein wahrer Segen, ein hoher Genuß. Wie tiefe Blicke that er jetzt in das Leben der Natur; wie anziehend wußte sein Lehrer, Herr Siesel, ihm die Gespräche über seine tagtäglichen Beschäftigungen zu machen; wie flocht derselbe so zart seine Zurechtweisungen, seine Winke und Lehren in die Unterhaltungen ein! Nie hatte Gerhard sich früher so sehr auf den Tag des Herrn, auf den Sonntag gefreut, wie jetzt, wo er Gott doppelt anbeten und preisen konnte: im Gotteshause und im erhabenen Tempel der Natur. Er fühlte sich als Ackersmann weit glücklicher, denn als Schiffer; auch ruhte der Segen Gottes auf seiner Arbeit und alles gelang ihm wohl.

Martini war gekommen. Schon am frühen Morgen machte sich der junge Pächter auf den Weg zu seinem Herrn. Siesel empfing ihn auf's Freundlichste und ehe Gerhard noch zu Wort kommen konnte über den Zweck seines Besuches, hatte sein Herr ihn schon in einen Sessel genöthigt, der alte Diener eine gute Flasche Wein und einen Morgen-

imbiß hereingebracht, und Beide, der Herr und der Pächter, stießen unter fröhlichem Geplauder die Krystallgläser aneinander, daß sie hell, durch's Zimmer klangen und der perlende Wein munter aufhüpfte.

Endlich fand Gerhard doch Gelegenheit, Siefel mitzutheilen, was ihn hergeführt. „Heute haben wir Martini und obwohl ich Ihr Gut nicht gerade ein volles Jahr in Pacht habe, so möchte ich Ihnen doch das bis jetzt verfallene Pachtgeld abtragen und mit heute mein neues Pachtjahr beginnen!"

Dabei zog er einen ledernen Beutel aus seiner Rocktasche, schüttete seinen Inhalt vor sich auf den Tisch aus und fing an, dem Herrn, der lächelnd zuschaute, die blanken Thaler hinzuzählen. Als er fertig war, nahm ihm Siefel den leeren Beutel aus der Hand und strich einen Thaler nach dem andern wieder hinein. Dann reichte er denselben seinem Pächter wieder hin und sagte:

„Ein junger Anfänger, wie Sie sind, kann in seiner Wirthschaft gar zu gut die ersten Errungenschaften benutzen, um im neuen Jahre noch bessere Resultate zu erzielen. Darum behalten sie heute noch die Pacht und denken Sie, mit diesem Tage beginne erst Ihr Pachtvertrag. Die Paar Thaler machen mich nicht reicher, aber auch nicht ärmer, und Sie haben mir durch Fleiß und Gelehrigkeit so viel Freude bereitet, daß dies Geld nur ein geringer Beweis meiner wohlwollenden Gesinnung gegen Sie sein kann. Zudem steht der Winter vor der Thüre. Sie haben zwar in wahrhaft christlicher Liebe für alle Bedürfnisse Ihrer Geschwister gesorgt, ich weiß es; aber recht kernige Winteranzüge kämen denselben jetzt sehr gut. Auch dazu kommt Ihnen das Geld gut. Nehmen Sie; ich will Ihnen gleich die Quittung ausstellen, daß ich Ihre Zahlung empfangen habe!"

Gerhard stand da und wußte nicht, was er sagen sollte. So viel Güte und Liebe hatte er nicht erwartet, das hätte er sich selbst im Traume nicht beikommen lassen. Verlegen stotterte er: „Aber, Herr Siefel! — — —

„Kein Aber," fiel ihm dieser in's Wort. Sie nehmen Quittung und Geld und damit Punktum! Nun lassen Sie uns noch etwas überlegen, wie und wo im neuen

Jahre noch fleißiges Arbeiten besonders Noth thut! Vergessen Sie aber das Trinken nicht! Bei einem guten Gläschen Wein plaudert es sich besser!“ Da so jeder fernern Einrede die Spitze abgebrochen war, blieb unserm Gerhard nichts weiter übrig, als seinem dankbaren Herzen in den wärmsten Ausdrücken Luft zu machen. Aber auch davon wollte Siefel nichts wissen, sondern fiel ihm gleich mit einer Frage über irgend ein Grundstück in's Wort und so war die Pachtfrage gänzlich abgethan. — — —

Mit unverdrossenem Fleiße und sichtlichem Segen Gottes hatte Gerhard auch im zweiten Jahre gewirkt und ein nettes Sümmchen aus seinem Pachtgute herausgeschlagen. Wieder war's Martini, wieder saß der Pächter bei seinem Herrn und zählte ihm das Geld vom ersten Jahre und von dem nun abgelaufenen vor. Aber alles mußte er wieder mit heim nehmen als Lohn seines Fleißes, seines rüstigen Schaffens und tugendhaften Wandels. Ebenso ging's im dritten Jahre und bei dieser Abrechnung ging Herr Siefel gar so weit, Gerhard zu erklären, von heute ab überlasse er ihm das Gut für immer pachtfrei.

Wir brauchen wohl nicht daran zu zweifeln, daß des Pächters Herz voller Dank für seinen edlen Herrn schlug; er benutzte jede Gelegenheit, demselben diese Dankbarkeit an den Tag zu legen und durch treue Erfüllung der leisesten Winke Siefels sich immer mehr seines Wohlwollens würdiger zu machen.

Durch Siefels Güte, durch eigenes Ringen und Streben und mehr noch durch Gottes Huld und Gnade war Gerhard in kurzer Zeit so weit gekommen, daß er zu seinem Herrn hintreten konnte, um ihm das Gut abzukaufen. Freilich besaß er nicht die ganze Summe, die dazu erforderlich war; allein er hoffte, Siefel werde sich dazu verstehen, so viel von ihm schon als Abschlagszahlung anzunehmen, als er jetzt entbehren konnte und ihm für das Uebrige günstige Termine zu gewähren. Hier aber zeigte sich das Wohlwollen Siefels in vollem Glanze.

„Eben heute, sagte Siefel, wollte ich Ihnen das Gut übergeben. Sie kommen da meiner Absicht unvermuthet entgegen. Aber Ihr Geld kann ich heute nicht nehmen. Hier ist die Schenkungsurkunde, in aller Form Rechtens

ausgestellt. Ihnen und Ihren braven Geschwistern übergebe ich das Gut zu vollstem Eigenthum. Sie haben keinen Heller mehr darauf abzutragen!"

Im Uebermaße seiner Freude wollte Gerhard dem Edlen zu Füßen stürzen, aber Siefel hielt ihn davon ab und sagte: „Ich kenne schon lange Ihr dankbares Herz; lassen wir Das! Nehmen Sie aber die heilige Versicherung von mir hin; Es gereicht mir vielleicht zu noch höherer Freude, Ihnen dies kleine Geschenk machen zu können, als Ihnen, der es erhält. Wenn irgend Einer auf der Menschen Wohlwollen Anspruch machen darf, dann sind's gewiß vor Allen solch' brave Waisen, wie Sie und ihre Geschwister. Gott segne Sie und die Ihrigen auch noch fernerhin! Möge sich das Glück auch fortan Ihnen gütig erweisen!"

Vom Himmel mögen Agnes und Heinrich Osthausen mit heiligem Entzücken auf ihre also beglückten Kinder herabgesehen haben. Am Throne Gottes aber haben sie sicherlich für den Wohlthäter ihrer Kinder den höchsten Lohn erfleht, denn bald machte der Tod dem segensreichen Leben dieses Edlen ein Ende, und der Vater der Wittwen und Waisen wird ihm dort oben die Krone des ewigen Lebens geschenkt haben.

Auf Erden aber sah man die von Siefel also beglückten Waisen sein Grab mit Blumen bestreuen und bepflanzen, und ihre Dankeszähren fielen gleich Himmelsthau auf die kühle Gruft und waren eine edle Nahrung für die herrlichen Blüthen, die den Hügel schmückten. Den Waisen aber ging's auch fernerhin wohl, und wenn auch Elise, Heinrich und Margaretha täglich ihrem Gott für all' seinen Segen innigst danken, so war doch Gerhards Dank noch viel glühender und größer, denn er war ja durch Gottes Gnade da noch gerettet worden, wo er schon so

„hart am Abgrunde"

geschwebt.

Ende.

Aus dunkler Nacht zum Licht.

Erstes Kapitel.

In der Todtenlade.

Es ist gerade nicht auffallend, wenn man in uralten Städten Bauten findet, die grell in ihrer Form und ihrem ganzen Aeußern gegen die Gebäude neuerer Zeit abstechen; der Wanderer, der seinen Fuß in eine derartige Stadt setzt, erwartet sogar solche und würde sich sehr getäuscht fühlen, fände er sie nicht. Doch einen Bau, wie ich ihn Dir zeigen muß, freundlicher Leser, sahest Du gewiß noch nirgendwo, auch in Städten nicht, die ihr Alter nach tausenden von Jahren berechnen. Erwarte aber nicht, daß ich Dir eine besondere architektonische Schönheit vorführen werde, auch nicht einen Palast, was Raum und Größe angeht, denn so etwas wäre auch an andern Orten zu finden. Ich spreche vielmehr von einem gewöhnlichen, schlichten Bürgerhause, das aber einen so sonderbaren Baustyl hat, daß wohl noch Niemand an ihm vorüber gegangen ist, ohne den Kopf zu schütteln und sich zu fragen: „Aber um's Himmels willen! Wie kann man doch solch' ein Ding als Wohnung für ordentliche Menschen errichten? Das gleicht ja hundert Mal eher einem kolossalen Sarge, als einem Wohnorte für Lebendige!"

Wer also von dem Gebäude urtheilte, der hatte sicher nicht zu viel gesagt, denn so war auch das Haus gestaltet. Die vier Außenwände desselben waren ziemlich niedrig, zwei sehr lang, zwei äußerst kurz. Da diese Wände weit auseinander standen und das Dach nicht gar hoch war, so mußte es folgerecht sich weit ausstrecken; doch berührten seine Seiten sich nicht unmittel-

bar, sondern es lief oben eine Art Leiste über dieselben hin, sie auf diese Weise miteinander verbindend. So hatte das Haus vollkommen die Form eines Sarges im vergrößerten Maßstabe und wurde auch darum im Munde des Volkes nicht anders genannt, als „Todtenlade“.

Die „Todtenlade“ lag in einer großen, uralten Stadt im Rheingau, da, wo ein schmales Gäßchen und eine breite Straße zusammen liefen, just auf der Ecke, so daß eine Langseite der Todtenlade in's Gäßchen, die andere in die Straße blickte. Eine der kürzern Seiten stand frei, die andere lehnte sich an's Nachbarhaus an. Da die umstehenden Häuser alle bedeutend größer waren, so fiel die sonderbare Form der Todtenlade um so mehr in's Auge.

In diese Todtenlade war ein Mann gezogen, der früher polnischer Jude war, sich aber zum Christenthum bekehrt hat. Krustky, so hieß er, war von stattlichem Körperbau; über der stark gebogenen Nase brannten ein Paar dunkle Augen; starkes, buschiges Haar rahmte sein ernstes Gesicht ein und die ganze Figur hatte etwas Abschreckendes an sich, namentlich für die Kinder der Nachbarschaft. War eins derselben ungezogen oder gar widerspenstig, so brauchte man nur zu sagen: Komm, ich muß dich in die Todtenlade zum Meister Krustky tragen! Der Eigensinnigste und Trotzigste wurde dann willig und brav. So sehr fürchteten alle dies Haus und seinen Herrn.

Meister Krustky war seines Zeichens ein Metzger, und auch dies trug wieder dazu bei, ihn den Kindern furchtbar zu machen. Sahen sie ihn doch gar zu oft mit blutigen Händen an dem armen Vieh herum handiren; Beil und Messer führte er mit großer Gewandtheit, und im städtischen Schlachthause, wo die Kinder auch wohl Mal an den vergitterten Fenstern hinaufkletterten und mit neugierigen Augen hinein lugten, fiel selbst der stärkste Ochs, wenn Meister Krustky mit seiner riesigen Kraft so gewaltigausholte und mit seiner Axt die breite Stirne des Thieres traf. Stand er auf der einen Seite bei der Jugend im Rufe eines gefährlichen, schonungslosen Mannes, so war er auf der andern

Seite ihnen hinwieder ein Beispiel von Thatkraft und herzhaftem Handeln. Von den vielen Geschichten, die sich in dieser Beziehung die damalige Jugend von ihm erzählte, will ich nur eine anführen.

Eines Tages geschah es, daß ein Karrengaul flüchtig wurde und auf der langen Straße daherrannte, daß unter seinen gewaltigen Hufschlägen blitzende Funken vom Pflaster aufsprangen; den Karren zog er in diesem Sturmeslauf wie einen leichten Strohhalm mit sich fort. Dabei sah das Thier so wild und bissig aus, daß ihm Groß und Klein ängstlich aus dem Wege lief. Die lange Mähne flatterte umher, die weitgeöffneten Nüstern schnaubten gewaltig und blutiger Schaum hing am Gebiß; groß und voll stierten die Augen. Kein Wunder, wenn die Straße bald rein gefegt war, wenn man an manchen Wohnungen sogar Thüren und Läden schloß, aus Furcht, das Pferd möchte seinen Lauf ändern und gegen die Häuser rennen. Da kam Krustky ganz gemüthlich, an nichts Schlimmes denkend, aus dem Schlachthause, um heim zu gehen. Am Arme hing der weiß gescheuerte Fleischerkorb und auf der Schulter trug er die blanke Axt. Eben lenkt er in die lange Straße ein, da hört und sieht er auch schon mit furchtbarem Rollen unaufhaltsam den Renner heranstürmen. Aber Krustky weicht nicht einmal einen Schritt nach rechts oder links aus. Mit der größten Kaltblütigkeit nimmt er rasch die Axt von der Schulter und hält sie plötzlich dem rasenden Thiere vor die Augen. Es stutzt, bleibt stehen, und Krustky greift es am Zügel und führt es dem nachrennenden Fuhrmanne zu. Das war so eins von den Stückchen, die den Mann gewaltig in Respekt setzten, so daß er den Kindern als unübertrefflicher Held da stand.

Ueberhaupt waren rasche Entschlossenheit, großer Muth, verbunden mit Gewandtheit und bedeutender Stärke, dabei aber, wenn's galt, ein mildes, sanftes Herz die Grundzüge seines Charakters. Denn im Grunde genommen war dieser Meister Krustky kein solcher bärbeißiger Mensch, wie man beim ersten Anblick versucht war, zu glauben. In dieser rauhen Schale steckte ein edler Kern, ein Herz voll Nächstenliebe und Biederkeit.

Niemals hat ein Nachbar bei ihm Hülfe gesucht, ohne sie zu finden, nie hat irgend Einer über ihn zu klagen gewußt. Auch seine Frau, eine rüstige, freundliche Alte, wurde von ihren Mitmenschen geachtet und geehrt, denn auch sie war gefällig und dienstfertig gegen Jedermann. Dazu stand sie ihrem Hauswesen musterhaft vor und erzog ihre Kinder, deren der Himmel ihr sechs geschenkt, mit aller Sorgfalt und mütterlicher Zärtlichkeit.

Wenn auch Krustky und seine Gertrud am allermeisten, wie das ja auch christlichen Eltern ziemt, darauf bedacht waren, ihren Kindern eine durchaus christkatholische Erziehung angedeihen zu lassen, so waren sie auf der andern Seite nicht minder bestrebt, sie in den Stand zu setzen, später ihr Brod aus eigener Kraft verdienen zu können.

Die Buben, wie Krustky in seiner markigen Sprache so gerne seine Söhne nannte, mußten alle eine ordentliche Profession erlernen und zwar bei einem tüchtigen Meister, denn Stümper sollten seine Kinder nun einmal nicht werden. Da diese Knaben in Wuchs und Körperbildung dem Vater nachzukommen schienen und schon in ihrem Alter bedeutende Muskelkraft und Stärke zeigten, so mußten sie auch dem entsprechend eine schwere Arbeit nicht scheuen, meinte Meister Krustky, und bestimmte den einen zum Schlosser, den andern zum Zimmermann und den jüngsten, der Fritz hieß, zum Metzger. Von den beiden ersten Söhnen kann ich jetzt schon dem Leser verrathen, daß sie ihre Profession meisterhaft erlernten und sich wirklich nach des Vaters Absicht ihr Brod ehrlich und genügend erwerben konnten. Was den Jüngsten betrifft, so werden wir von ihm später noch Genaueres hören.

Die Töchter ließ der Vater in allen, ihnen nützlichen und nothwendigen Handarbeiten unterrichten, dabei aber nahm die Mutter sie auch tüchtig beim Hauswesen in Anspruch, und auch sie wurden mit der Zeit recht brave, wackere Hausfrauen.

Als alle ihre Kinder, außer Fritz, wie man's so nennt, versorgt waren, selbstständig ihre eigene Haushaltung führten und, wenn auch nicht eben reich, so

doch zufrieden und ohne besonders große Sorgen leben konnten, kam unangemeldet in Krustky's Haus ein Gast, dessen Besuch man noch nicht erwartet, noch viel weniger sich ersehnt hatte. Dieser Gast war der Tod.

Der Tod ist dem gewöhnlichen sogenannten Alltagsmenschen immer ein unwillkommner Besuch, weil er ihn hinweg führt aus dem Taumelleben, in das er sich gestürzt, weil er ihn losreißt von der Scholle, an die er sein Herz gehangen, weil er ihn in ein Land hinübersetzt, an das er bis jetzt nur zweifelnd, wenn nicht gar höhnend und spöttelnd gedacht. Einem solchen Menschen ist der Tod das größte Ungeheuer. Aber auch dem bessern Menschen, selbst dem, der sich nach Auflösung sehnt, um bei Gott zu sein, ist sein Kommen nicht gerade angenehm. Die reine, gottliebende Seele freilich kennt die Schrecken des Todes nicht; aber auch bei ihr droht der Unerbittliche Bande zu zerreißen, die die Liebe hienieden so zärtlich und sorgfältig geknüpft. Da muß Abschied genommen werden von Weib und Kind, von Vater und Mutter, von Geschwistern und Freunden, da muß Mancher verlassen werden, mit dem man Jahre lang in Frieden und Liebe, im edlen Streben nach gegemeinsamem Ziele zugebracht. Die Fäden alle reißen nicht, ohne zu schmerzen; diese Saiten springen nicht, ohne mißtönend zu zittern. Auch der Körper sträubt sich gegen den Tod, wie alles Lebende unter der Berührung seiner kalten Hand seufzt und wimmert und dann erstarrt.

So ist also der Tod in seinem Erscheinen immer schrecklich, immer furchtbar. Noch furchtbarer wird er aber, je nachdem er in dieser oder jener Gestalt auftritt. Kommt er langsam und durch eine lange Krankheit schon genügend angekündigt, so ist sein Erscheinen bei weitem milder, als wenn er urplötzlich über den Erdenpilger herfällt und sein Lebenslicht ausbläst. Tritt er zum altersschwachen, lebensmüden Greise, so ist's lange nicht so hart, als wenn er den kräftigen Mann in der Mitte seiner Jahre, den thatendurstigen, blühenden Jüngling, das eben zur Jungfrau heranreifende Mädchen heimsucht. Nimmt er bei seinem Kommen den einzelnen Menschen

hinweg, dann kann's freilich immer schrecklich sein; rafft er aber durch Krieg, Hungersnoth und Seuchen Tausende von der Erde weg, so erscheint er in seiner furchtbarsten Gestalt. Und eben in letzterer Weise trat er bei Krustky auf. Die Cholera, diese gräßliche Krankheit, brach in der Stadt aus und breitete sich, ihrem Wesen gemäß, rasch aus. Die Meisten, die von ihr ergriffen wurden, starben schleunigst hin, gewöhnlich in wenig Stunden, seltener in einigen Tagen oder gar nach wochenlanger Krankheit. Mittags überfiel sie den Menschen, gegen Abend war er todt. Auch soll dieselbe ansteckend sein, wenn auch nicht bei allen Menschen, so doch durchgängig bei Denen, die sich vor ihr eckeln oder in deren Körper durch Leidenschaften, Armuth und Entbehrungen sich so zu sagen Krankheitsstoff vorfindet. Es war eine harte Zeit für die Stadt. Das bisherige öffentliche Leben gerieth in's Stocken, dafür aber begann die Thätigkeit der Chirurgen, Aerzte, Seelsorger und Todtengräber in schleuniger Weise sich zu steigern. Ueberall begegnete man eilenden Doktoren; zu jeder Stunde, ja in jeder Minute hörte man die Gottesschelle, weil die heilige Wegzehrung zu den Sterbenden getragen wurde. Zu jeder Zeit des Tages sah man die umflorten Leichenwagen durch die Straßen der Stadt fahren, hörte man das Jammern und Weinen der Leidtragenden. Außer diesen Lebens-, besser könnte man sagen Todesäußerungen lag Grabesstille auf der sonst so geräuschvollen Stadt. In den ersten Tagen hoffte man, die Seuche werde schnell vorüberziehen; als aber Wochen vergingen, die Zahl der Kranken sich täglich mehrte, ganze Häuser leer standen, weil sämmtliche Bewohner an der Cholera gestorben, da wuchs die Angst und der Schrecken der Bevölkerung auf's Höchste. Alle möglichen Gegenmittel wurden beschafft, die Straßen und Häuser, wo Cholerakranke lagen, namhaft gemacht, von den Kranken selbst so viele in's Hospital gebracht, als dies nur immer aufnehmen konnte, kurz, Alles gethan, um wenigstens dem fernern Umsichgreifen der Krankheit Einhalt zu thun. Doch wenn der kein Höherer „Halt“ gebietet, wenn Gott, der sie als Geißel und zur Läuterung über die Menschen

kommen läßt, ihr nicht Stillstand befiehlt, dann ist des Menschen Mühen vergebens. So auch hier. Sie ras'te fort und räumte schrecklich auf unter Jung und Alt, Groß und Klein, Arm und Reich. Da erst schien man zu erkennen, an wen man sich in dieser gräßlichen Noth wenden müsse, und nun schrie Alles zu Gott hinauf, um Schonung und Hinwegnahme des Uebels. Tag und Nacht zogen Tausende von Menschen prozessionsweise durch die Straßen der Stadt, unter Gebet und heißen Thränen um Erhörung flehend. Die Kirchen wurden nicht leer von Büßenden und solchen, die sich zeitig mit den Heilsmitteln der christkatholischen Religion versahen. Mancher, der Jahre lang kein Gotteshaus mehr besucht, fand jetzt wieder dahin; mancher, der längst nicht mehr an Gott, an Himmel und Hölle geglaubt, betete jetzt wieder gläubig wie ein Kind zum strengen Richter aller Sünden. Sind auch in jener Zeit über viertausend Menschen an der Cholera gestorben, viele, sehr viele verstockte Sünder, verlorene Seelen sind auch wieder zu einem neuen Gnadenleben erwacht, weil sie die Tage ihrer Heimsuchung erkannten.

In dieser allgemeinen Noth nun war es, wo auch der Todesengel in die „Todtenlade" schritt und jenen mächtigen, kräftigen Mann niederwarf, von dem man glaubte, er habe eine unverwüstliche Gesundheit; Krustky erlag der Cholera. Am Morgen fühlte er ihr Herannahen, ließ schleunig den Arzt rufen und folgte auch gewissenhaft dessen Vorschriften. Allein nach Verlauf einer Stunde mahnte ihn die fortgeschrittene Krankheit schon an einen andern Arzt. Er verlangte nach seinem Seelsorger, söhnte sich mit seinem himmlischen Vater in Reue und Liebe aus und war gegen Abend schon eine Leiche. Wie da seine Kinder gejammert und geweint, wie da die Nachbarschaft geklagt uud geseufzt hat, läßt sich denken. Aber der Schlag war erst halb vollführt. Acht Tage später trug man auch schon Gertrud, seine Frau, hinaus. Auch sie hatte die Cholera befallen und sie rasch wieder mit dem Gatten vereint.

Laßt uns über die Trauer in der „Todtenlade", die nun wirklich ein Haus des Todes geworden, einen

Schleier ziehen, laßt uns das ganze trübe Bild, das die Stadt damals bot, mit dem Mantel der Vergessenheit bedecken. Aber laßt uns nicht vergessen, den Herrn täglich zu bitten: „Vor Pest, Hungersnoth und Krieg und allen ansteckenden Krankheiten bewahre uns, o Herr!“ Laßt uns täglich flehen um einen sanften, seligen Tod. Zürnen und sündigen wir nicht, damit nicht der Herr in seiner furchtbaren Gerechtigkeit herniedersteige und die Geißel seines Zornes über die sündige Welt schwinge, den Bösen zur Züchtigung, den Guten zur Prüfung und Läuterung.

Zweites Kapitel.

Der Lehrling.

Der Tod der Eltern traf keines der Kinder härter, als Fritz. Er allein war noch unversorgt und darum der Eltern noch am meisten benöthigt gewesen. Allein sie hatten doch so viel für ihn gethan, daß auch er bei redlichem Willen durchkommen konnte. Der Meister, zu dem ihn der verstorbene Vater in die Lehre gethan, war ein rechtschaffener braver Mann, der über das leibliche wie geistige Wohl seiner Untergebenen, mochte es Lehrling, Geselle, Knecht oder Magd sein, wachte, wie über das seiner eigenen Kinder. Freilich hätte Krustky, da er noch lebte, auch selbst seinen Fritz heranbilden können zum tüchtigen Metzger, da dies ja sein eigenes Geschäft und er auch darin gewandt und äußerst geschickt war; allein er meinte, es sei besser, wenn die Kinder zu fremden Leuten kämen; sie nähmen da bessere Lehre an und lernten auch, sich frühzeitig in die Denk- und Handlungsweise Anderer schicken, was im späteren Leben nur von Nutzen für sie sein könnte, weil jeder Mensch darauf angewiesen sei, mit der Welt mehr oder weniger außer der Familie zu verkehren.

Meister Schaffrath, der sich schon zu Lebzeiten des Vaters in erfreulicher Weise des Knaben angenommen, that dies jetzt, wo derselbe verwaist da stand, noch mehr. Sein eigener Sohn hatte es nicht besser, wurde nicht liebevoller behandelt. Obschon die übrigen Kinder Krustky's sich erboten, für ihren Bruder Kleidung, Wäsche und alle andern Bedürfnisse zu bestreiten, so fanden sie darin doch bei Schaffrath kein Gehör. Das ließ dieser sich einmal nicht nehmen; er hatte eine gar zu große Freude daran, die beiden Knaben, seinen Gottlieb und den Fritz, die auch in gleichem Alter standen, stets in derselben Weise zu kleiden, so daß männiglich sie für Zwillinge halten mußte. Ebenso wenig bemerkte man bei Tische einen Unterschied in der Behandlung der beiden Knaben. Sogar wurde dem Lehrlinge mancher gute Bissen zugeschustert, auf den Gottlieb, wenn auch willig und gerne, verzichten mußte. So gut hatte Fritz es im elterlichen Hause niemals gehabt, wie's ihm hier geboten wurde. Sein Loos als Waise war darum kein hartes. Wenn er auch oft mit wehmüthigem Herzen der Eltern gedachte, die für ihn so früh hingeschieden waren, so mahnte es ihn doch im selben Augenblicke, Gott auf den Knieen zu danken für die liebevolle Pflege, die ihm im Hause seines Meisters zu Theil wurde. In solchen Stunden war der Knabe denn auch voll Dank gegen den Vater der Wittwen und Waisen und vergaß nie, zu ihm hinauf zu rufen um Segen und Gnade für seinen Wohlthäter.

So gut Schaffrath sonst sich gegen Fritz bewies, so strenge war er aber, wenn's die Erlernung des Geschäftes betraf. Nicht das Mindeste ließ er hier dem Knaben durchgehen, weil er, treu dem Versprechen daß er dem sterbenden Krustky gegeben, den Knaben zu einem g a n z e n Metzger machen wollte. Fritz vergalt des Meisters Bemühungen durch unermüdlichen Fleiß, und da er eine gute Auffassungsgabe besaß, auch im elterlichen Hause recht behende und kräftig geworden war, so mußte Schaffraths Zweck erreicht und Fritz ein tüchtiger Bursche in seinem Geschäft werden.

Kaum wird's nöthig sein, zu erwähnen, daß diesem

biedern Manne das Seelenheil des Lehrjungen am meisten am Herzen lag, daß er ihm nicht nur Zeit ließ, Sonntags dem Gottesdienste beizuwohnen, sondern ihn auch in der Woche selbst zur Kirche begleitete, immer ein wachsames Auge auf ihn hatte und ihn, wo es nur anging, nicht von seiner Seite ließ. Fritz, der von Haus aus ein gottesfürchtiges Herz zum Meister mitgebracht, bereitete durch seinen untadelichen, allen Guten wohlgefälligen Lebenswandel seinem Erzieher viele Freude. Wohl brach auch bei unserm Fritz einmal der jugendliche Leichtsinn, die unbesonene Heiterkeit des Knabenalters durch; allein niemals vergaß er sich so weit, daß er sich eines Vorwurfes schuldig gemacht hätte. Höchstens kam es zu einer kleinen Zurechtweisung und alles ging wieder den gewohnten ruhigen und ebenen Gang.

So war es gekommen, daß Meister Schaffrath glaubte, er dürfe schon den Knaben, der bereits Jüngling zu werden versprach, etwas weniger am Gängelbande halten, ihn etwas freier und selbstständiger sich bewegen lassen.

„Er ist ja ein so braver, in seinem Glauben und Leben so felsenfester Junge," daß es wie Zweifel an seiner Jugend aussähe, wollte ich noch ferner jeden seiner Schritte so ängstlich bewachen. Auch muß er nun schon lernen, auf eigenen Füßen gehen; später kann ich ihm ja doch nicht immer zur Seite sein, da ist er auf sich selbst angewiesen. Darum muß er jetzt schon daran gewöhnt werden, sich selbstständig im Leben zu bewegen!"

So dachte der biedere Mann bei sich selbst und daß er so dachte, können wir ihm gewiß nicht übel nehmen. Seine Ansichten hatten viel Wahres für sich, wenn auch die Folgen davon, daß er seinem Pflegebefohlenen schon jetzt die Zügel schießen ließ, nicht die waren, die Schaffrath erwartet.

Der erste Schritt, den der Meister that, das Band zu lockern, war der, daß er unserm Fritz erlaubte, an gewissen Tagen nach gethaner Arbeit ein halbes Stündchen bei seinen Geschwistern zusprechen zu dürfen. Dieses halbe Stündchen dehnte sich bald zur Stunde aus und wenn's dann und wann noch weiter ging, so sagte

Schaffrath doch nichts dazu. Wann nur Fritz um 9 Uhr Abends daheim war, so war er zufrieden, dafür aber hatte der heranreifende Jüngling noch immer gesorgt. Auch fiel der Urlaub desselben nicht gerade mehr auf die anfangs festgesetzten Tage, es gehörten zu den Tagen, wo der Ausgang erlaubt wurde, bald alle Wochentage und an Sonn- und Festtagen durfte Fritz sogar den ganzen Nachmittag für sich in Anspruch nehmen. So lange der Jüngling diese Zeit wirklich nach Absicht des Meisters zu Besuchen bei seinen Geschwistern benutzte, war nichts dagegen zu erinnern; allein das drehte sich bald und Fritz fand ein Vergnügen daran, auch andere Orte, andere Leute zu besuchen. Wie dies kam, soll der geneigte Leser gleich erfahren. Erst muß nur noch eines Uebelstandes erwähnt werden, der freilich auch nicht eben seiner Natur gemäß ein Uebelstand, auch nur aus wohlmeinender Absicht von Schaffrath eingeführt worden war, aber ebenfalls wie die Urlaubszeit zum Bösen ausfiel. Um dem Jünglinge einen Beweis seiner Zufriedenheit zu geben, um ihm gleichzeitig Gelegenheit zu bieten zu Sparsamkeit, zu richtigem Schätzen und gutem Anwenden des Geldes, schenkte Schaffrath an jedem Sonntage dem Krustky einige Groschen, die sich allmählig auch vermehrten und zuletzt gleichsam einen wöchentlichen Lohn bildeten und bilden sollten. Auch dieser Umstand gereichte, wie wir sehen werden, dem Jünglinge zum Verderben, obschon Schaffrath es so gut gemeint hatte.

In den Ausgangsstunden traf Fritz einst einen seiner Jugendgespielen, den er aber, so lange er bei Schaffrath war, nicht mehr gesehen. Dieser Jugendfreund hieß Werner. Er kam Krustky entgegen, reichte ihm mit der größten Herzlichkeit die Hand und wußte nicht, wie er sie genug drücken und seine Freude darüber bezeugen sollte, seinen Fritz so unverhofft wiederzusehen. Fritz nahm dies herzige Entgegenkommen für baare, gute Münze. Ich aber kann Dir, freundlicher Leser, verrathen, daß dieser Werner ein durchtriebener Lotterer, ein Betrüger und Taschendieb, kurz ein Vagabund geworden in der Zeit, daß Fritz ihn nicht gesehen; daß ferner dieser Galgenstrick schon seit lange ausgekundschaftet, wo Fritz

wohnte und wie es um ihn stand, obschon der Schlaue sich bei diesem Begegnen stellte, als ob er heute erst vernähme, wo Fritz bis jetzt daran gewesen. Werner hatte diese Zusammenkunft gesucht, um seine schlechten Zwecke zu erreichen, die er schon lange bei sich überlegt hatte.

Für heute begnügte er sich damit, Fritz ein Stück Weges zu begleiten und unterdessen die Erinnerungen an frühere Tage mit ihm auszutauschen. Bei dieser Unterterhaltung wußte er seine Sprache, die gewöhnlich eine sehr freie, besser gesagt, freche war, so im Zaume zu halten, so ganz nach Krustky's Lebensanschauung zu formen, daß Fritz mit Freuden gewahrte, wie er an den Gespielen aus der Kindheit Tagen jetzt einen treuen Freund gefunden, dessen Ansichten und Gesinnungen mit den seinigen durchaus übereinstimmend waren. Gerne gab er deßhalb diesem Heuchler beim Abschiednehmen die Zusicherung, bei seinem nächsten Ausfluge an dem von Werner bezeichneten Orte zu erscheinen, um die wiedererneuerte Bekanntschaft vollends zu einem innigen Freundschaftsbündnisse zu gestalten.

Da Fritz gewohnt war, selbst in den geringfügigsten Dingen Wort zu halten, so fehlte er auch an dem bestimmten Tage nicht. Heute blieben sie schon länger zusammen und Fritz hatte die Unterhaltung mit dem braven Jungen, wofür er mehr und mehr Werner hielt, so angenehm gefunden, daß er jetzt schon selbst auf baldiges Wiedersehen drang. Doch machen wir's kurz. Werner setzte sich durch völliges Eingehen in die Gedanken und Gefühle seines Kameraden so fest in dessen Achtung und Freundschaft, daß dieser seiner bald nicht mehr entbehren konnte, vielmehr sich unglücklich fühlte, wenn einmal aus der einen oder andern Ursache die Zusammenkunft nicht Statt finden konnte.

Es mochten einige Monate vergangen sein, als Werner anfing, etwas freier vor seinem Freunde aufzutreten. Zunächst ließ er sich bei der Unterhaltung mehr gehen und warf wohl hier und da einen Witz hin, der eben nicht ganz angemessen war für christliche Jünglinge. Ein leichtes Roth auf Krustky's Wangen zeigte, daß sein sittliches Gefühl sich noch gegen diese unanständigen Ausdrücke

sträubte; doch Werner ging so vorsichtig zu Werke, bis so allmählig und wie es schien, absichtslos, sich immer freier gehen, daß Fritz schon bald viel gröbere Späße, viel schlechtere Witzeleien, ja sogar einen leichten Ausfall gegen religiöse Gegenstände anhören konnte, ohne zu erröthen wohl aber darüber zu lächeln.

Der Vergiftung durch Worte folgte die durch Abziehung vom Guten und Hinziehen zum Bösen ebenso langsam, aber sicher nach. Zuerst hielt Werner den Freund wohl einmal Sonntags vom Nachmittagsgottesdienste zurück; darnach führte er ihn während dieser Zeit in's Wirthhaus und zu andern Orten öffentlichen Vergnügens, natürlich noch Alles in der unschuldigsten Weise. Ein Glas Bier, mehr sollte Fritz nicht trinken und that's auch anfänglich nicht; später wurden's freilich zwei, drei und mehr und so ging's fort. Fritz war, wenn auch noch nicht gerade schlecht, so doch auch auf dem besten Wege, es zu werden; er war schon ziemlich weit herunter gekommen und dazu hatte ihm, dessen unbewußt und nur in guter Absicht, Schaffrath durch die Freistunden und das Taschengeld die besten Mittel geboten.

Indeß war es nicht Werners Absicht, Fritz nur dahin zu bringen, daß er so recht leichtsinnig, fast gewissenlos, in den Tag hineinlebte, sondern er wollte auch von diesen Eigenschaften seines Freundes Vortheile ziehen. Diese bestanden zunächst zwar nur darin, daß er auf Fritzen's Tasche frisch mit darauf los lebte, doch hatte er auch noch größern Gewinnst im Auge.

Durch den Gesellen (zu dieser Stufe war Fritz bereits emporgestiegen), erfuhr der Taschenspieler, der Spitzbube genau alles, was er von den Verhältnissen des Schaffrath'schen Hauses und Geschäftes zu wissen wünschte und darauf wie auch auf leichtsinnige Hülfeleistungen Krustky's baute er seinen Plan. Er hörte nämlich oft, wie glänzende Geschäfte Schaffrath mache, wie sich oft an einem Tage über hunderte Thaler in der Kassa befänden, wie Fritz das vollste Zutrauen seines Meisters genöße, so daß derselbe ihm die Schlüssel zu Allem anvertraue, und derartige interessante Einzelnheiten mehr, die Werner seinen verruchten Plan schmieden halfen.

Wie ihm dieser glückte, werden wir sogleich sehen. Zuvor aber müssen wir uns doch wieder ein wenig in Schaffraths Hause umschauen, da wir zur völligen Beurtheilung Krustky's ihn auch dort beobachten müssen. Es läßt sich nun durchaus nicht behaupten, daß Fritz durch die obenangeführte, allmählige Verführung in seinem Verkehr mit Schaffrath und dessen Familie sich auch nur im geringsten geändert hätte; vielmehr war und blieb er gegen Jeden gefällig, höflich und zuvorkommend, lag dem, was das Geschäft von ihm forderte, mit allem Fleiß und musterhafter Pünktlichkeit ob und bereitete dadurch seinem Meister immer mehr Freude, der in gleichem Maße auch seine sonntägliche Gabe vergrößerte. Ob eben dies Letzterer der Beweggrund war, weßhalb Fritz sich so ängstlich befließ, mit der Familie im guten Einvernehmen zu bleiben, ob die frühe Gewöhnung zu Fleiß und Dienstwilligkeit, das schön geregelte Leben im Hause selbst die Schuld trug, oder ob der Geselle noch so viel Scham und Zartgefühl besaß, daß er Denen gegenüber, die ihn so aufrichtig liebten, die ihm so recht von Herzen gut waren, keine Schwäche zeigen, sich keine Blöße geben wollte, — das Alles wollen wir dahin gestellt sein lassen. Wahrscheinlich ist jedoch, daß wohl von all' diesem etwas zu seinem fortwährend guten Benehmen in Schaffrath's Hause beitrug.

Wir dürfen eben darum auch mit dem braven Meister Schaffrath in keiner Weise rechten, daß er nicht besser seinem Gesellen nachsah, daß er nicht dessen Umgang erforschte und ihm davon abmahnte. Er fand ja bei dem Jünglinge keinerlei Veranlassung zum Verdachte. Wie sollte er denn nun an eine Aenderung zum Schlimmen denken?

So lebte allso Schaffrath in Hinsicht auf seinen Gesellen ziemlich unbesorgt in den Tag hinein, wenn wir so sagen dürfen und ahnte im geringsten nicht, wie nahe das Kind seines verstorbenen Freundes am Rande des Verderbens schwebte. So gut er es mit den Waisen meinte, so ängstlich er gesucht, ihn zu einem christlichbraven Menschen und geschickten Metzger heranzubilden, so hatte er doch zubald, wie wir sehen, in seiner Sorg=

falt und Wachsamkeit nachgelassen und dient hierin allen Erziehern als warnendes Beispiel, daß es niemals rathsam ist, ein zu großes Vertrauen in die Festigkeit des Charakters ihrer Zöglinge zu setzen. Immer überwachen, ihnen immer zur Seite sein und ihnen doch die nöthige Selbstbestimmung gewähren, sie ihren Weg gehen lassen, daß sie auf eigenen Füßen stehen lernen, aber sie auf diesem Wege immer im Auge behalten, um sie bei Fehltritten wieder zurückführen zu können; — das ist die rechte Weise der Erziehung, das ist des Erziehers schwere, aber auch in Hinsicht des schönen Gotteslohnes, segenvolle Aufgabe.

Drittes Kapitel.

Die Falle.

Unter vielen Gesprächen, die Fritz mit seinem Freunde Werner hielt, kam er auch einmal, wie natürlich war, auf die Frage, womit dieser sich denn seinen Unterhalt verdiene.

„Ich bin, wie man's wohl nennen kann, ein Kaufmann im Kleinen, kaufe Alles, handle mit Allem und schlage es um billigen Preis rasch wieder los!"

Welche Ironie in dieser Aussage lag, ahnte Krustky damals noch nicht. Freilich war Werner ein Kaufmann, aber ein solcher, der für seine Waare nichts gab, höchstens fünf Finger und einen Griff, mit andern Worten: Er stahl, was er sah, wenn's nur eben ohne große Gefahr hergehen konnte; er war ein Taschenspieler von Profession. Daß er mit Allem handelte, ist eben so natürlich. Die gestohlenen Gegenstände hatten als solche nicht immer reellen Werth für ihn, es sei denn, daß es eben baares Geld war oder Kleidungsstücke, die ihm genehm waren. Die andern Sachen brachte er bei Leuten unter, wie es deren überall, namentlich aber in großen Städten

noch immer zur Genüge gibt, die für ein Spottgeld alle möglichen Gegenstände ankaufen. Sie haben in den Augen der Spitzbuben das volle Recht, äußerst wenig für das fremde Gut zu geben, da sie ja auch dem Ueberbringer die Gefälligkeit erweisen, nicht ferner danach zu fragen, wie er daran gekommen, und sich schließlich der Gefahr aussetzen, als Hehler mehr noch gestraft zu werden, als er. Wie wir sehen, hatte also Werner im Bilde oder durch die Blume gesprochen, halb und halb die Wahrheit gesagt und seinen Freund irre geleitet. Da dieser nun aber einmal so viel unterrichtet war, auch, weil er obige Erklärung so aufnahm, wie sie gegeben worden, Werner für eine ziemliche Größe hielt, so benutzte der Schlaue die Gelegenheit und sprach häufig und viel von den guten Geschäften, die er mache, von der Leichtigkeit, mit der er sich oft bedeutende Summen erringe und von den Aussichten, die er zu recht glänzendem Verdienst habe, falls ihm einmal größere Kapitalien zu Gebote ständen. Dabei unterließ er nicht, immer und immer wieder auf Krustky's geringes Verdienst zurückzukommen, daß seine schwere Arbeit in gar keinem Verhältnisse stehe zu den paar Groschen Lohn und was solcher Reden noch mehr waren.

Dadurch brachte er Fritz mit der Zeit so weit, daß ihm seine ehrliche, solide Beschäftigung fast leid wurde, daß er mehr und mehr entmuthig wurde bei seinen Aussichten in die Zukunft und im Stillen schon den Wunsch hegte: Könntest Du Dir doch auch so leicht dein Brod erwerben, wie Werner!"

Hätte Fritz die Weise gekannt, wie dieser Werner sich sein Brod verschaffte, er würde ihn sicher nicht ferner beneidet, noch weniger aber gewünscht haben, es auch zu können. Denn so ganz leicht, wie der Spitzbube es geschildert, ging's nun doch nicht her. Bei jedem Schritt und Tritt, den er that, hatte er darauf zu achten, ob die Luft auch rein seie, das heißt, ob die Diener des Gesetzes ihm nicht auf den Fersen wären. Wie ängstlich und scheu durchforschte sein Blick die Menge, wenn er bei einem Volksgedränge seine Diebesfinger in Andermanns Taschen stecken wollte! Wie zog er diese so urplötzlich

zurück, wenn er glauben mußte, man habe den Druck der diebischen Hand bereits gefühlt, noch ehe diese die Beute umschlossen! Wie lebte er Tag und Nacht in beständiger Unruhe, da sein böses Gewissen ihm in jeder Ecke einen Polizeidiener zeigte, der ihn festnehmen wolle! Nein, so leicht war dies Leben denn doch nicht. Dazu kam noch, daß er nicht einmal für sich selbst diese gefährlichen Geschäfte betrieb. Er war vielmehr das würdige Mitglied einer kleinen Bande solcher Vagabunden, solcher Strolche, wie er, die nach allen Seiten die Stadt durchstrichen, gegen Abend sich in irgend einem Schlumpfwinkel zusammen-fanden, das geraubte Gut zusammenlegten, dem Hehler verkauften und dann den Erlös gemeinschaftlich theilten. Sehr häufig kam es dabei vor, daß Werner einen net-ten Fang gethan, wie er das nannte, andern aber nichts erobert, diese aber dann doch ihr Theil von dem Sei-nigen miterhielten, was ihm gar nicht munden wollte; denn da er der Schlaueste unter ihnen war, die Gelegen-heiten gar gut auszubeuten wußte und recht lange, flinke Finger hatte, so konnte er sich an eben diesen Diebes-fingern sehr leicht abzählen, daß er durch diese Ver-bindung keinen Vortheil genoß. Auch möcht er sich schon lange von seinen saubern Kameraden losgesagt haben, wenn dies nur so leicht wäre auszuführen gewesen. Sein Leben hätte ihm alsdann keiner länger verbürgen können.

Da Werner Dies sehr wohl wußte, so hütete er sich weislich, auch nur durch einen mißbilligenden, unzufriedenen Blick sich irgendwie bei seinen Genossen verdächtig zu machen, zumal, da es schien, daß sie nach vollbrachtem Tagwerke ebenso genau wußten, was er den Tag über erbeutet, wie er selbst, den sie waren ihm schon einmal, als er versucht, ihnen einen werthvollen Gegenstand vorzuenthalten, hart auf den Leib gegangen.

Diese saubere Gesellschaft hatte aber doch schließ-lich so fleißig gearbeitet, daß die Polizei ihr dicht auf der Ferse war und sie sich eine Zeit lang ganz stille verhalten und ihr schönes Geschäft brach liegen lassen mußte, um nicht abgefaßt zu werden. Um so thätiger waren die Diebesgesellen aber in diesen Tagen im Entwerfen neuer Pläne.

„Hier können wir nicht länger bleiben! Die Polizei will uns gar zu wohl und möchte uns gar zu gerne in Nummero Sicher sehen. Deßhalb heißt jetzt unsere Parole: Ueberall ist's besser als hier!" Darum fort. Doch zum Reisen gehört Geld und besonders zu einer großen Reise, wie wir sie vorhaben. Die Mittel müssen also erst noch herbei geschafft werden. Du, Schlaukopf, so sagten sie zu Werner, mußt dafür sorgen. Wir haben Dir immer so treulich beigestanden, immer so redlich mit Dir getheilt, daß du uns wohl dies Mal aus der Klemme helfen mußt. Auch bietet sich Dir dazu ja eine Gelegenheit. Benutze Deinen einfältigen Freund Krustky dazu. Laß Dir von ihm die Kastanien aus dem Feuer holen. Vielleicht ist dies auch noch zu seinem eigenen Besten. Er wird dann auch etwas gewitzigt. Du aber läufst keine Gefahr und rettest noch obendrein dich und uns, Deine Kameraden aus der Falle, in der wir sitzen. Wie Du das Alles machst, brauchen wir Dir wohl nicht zu sagen. Du hast Spiritus genug im Kopfe, ein Plänchen dazu auszuhecken.

In dieser Weise beauftragten sie ihren Werner zu einem neuen Bubenstücke und da diesem selbst die Stadt nicht mehr gefiel, dagegen aber die Fremde ihn gewaltig lockte, so war er bald mit sich darüber im Reinen, daß und wie er die Mittel zur Reise erlangen wolle.

Wieder plauderten er und Fritz eines Tages über Dieses und Jenes, besonders aber über Werner's gute Geschäfte, die dieser dem Metzger so heraus strich, daß in Krustky's Herzen mehr denn jemals der Wunsch laut wurde, es seinem Freunde darin gleich thun zu können. Er sprach denselben sogar gegen Werner aus und dieser erwiderte in Schlau berechneter Weise:

„Ich möchte Dir gewiß diese Freude gönnen, auch gerne dazu behülflich sein, daß Du Dein unbarmherziges Handwerk an den Nagel hängen und als mein Associe in mein Geschäft eintreten könntest; allein ohne Geld läßt sich da einmal nichts machen und mit dem meinigen kann ich wohl meine Spekulationen allein ausführen. Hättest Du einige hundert Thaler, die Du einschießen könntest, dann ließe sich die Sache wohl machen!"

„Ach“, sagte Krustky seufzend, „wo sollte ich an einige hundert Thaler kommen!“

„Weiß wohl, die schüttelt man nicht so vom Baume herunter,“ sagte Werner. „Und doch könnten wir gerade heute noch ein bedeutendes Geschäft machen, wenn wir etwa fünfhundert Thaler besäßen. Da ist ein Kaufmann, der sich in großer Verlegenheit befindet, heute ist für ihn ein Wechsel im Betrage von sechshundert Thalern fällig geworden. Bis Abend muß er das Geld erlegen, oder er kommt um all' seinen Kredit und auch am Ende noch in's Schuldgefängniß. Waare hat er genug im Hause, aber nur hundert Thaler in Kassa. Um sich aus der Klemme zu ziehen, will er von seinen Waaren so viele zu Spottpreisen losschlagen, bis er die übrigen 500 Thaler eingenommen. Mir hat er, weil er weiß, daß ich ein Kaufmann im Kleinen bin, die Waaren angeboten; allein ich habe auch nur etwas über 100 Thaler, kann ihm also nicht helfen. Und doch wäre ein so schöner Gewinn dabei zu machen. Ich habe schon wirklich einen gefunden, der sofort die ganze Waare, wie ich sie ihm beschrieben, zu 800 Thaler ankaufen will. Da wären also im Handumdrehen 300 Thaler gewonnen. Schon Manchen habe ich um die Summe angesprochen, auch schon bedeutende Zinsen geboten, wenn man mir dieselbe nur zwei Stunden leihen wolle. Da ich aber nicht verrathen darf, warum ich das Geld wünsche, so hält mich Jeder entweder für verrückt, weil ich nur kurze Zeit eine solche Summe geliehen haben will und doch so schwere Zinsen verspreche, oder für einen Schwindler, der um die Summe prellen will. Hättest Du nur zwei Stunden lang über 400 Thaler zu verfügen, so würden Dir bei diesem Handel 150 Thaler, die Hälfte nämlich vom ganzen Gewinne zufallen. Du könntest alsdann mit diesem Gelde selbst so etwas Kaufmann im Kleinen spielen oder mit mir in ein Compagnie-Geschäft treten und Dein und mein Glück wäre gemacht!“

Werner hatte das Alles so treu und wahr vorgetragen, daß Fritz nun noch tiefer seufzte und bekümmert vor sich hin zur Erde sah. Was in diesem Augenblicke

ihm durch den Kopf fuhr, kann ich nicht sagen; möglich aber und sogar wahrscheinlich ist's, daß er sich an Schaffrath und dessen Kassa erinnerte, die fast immer mit Hunderten gefüllt war, da derselbe in jeder Woche einige Stück schweres Vieh einkaufen konnte.

Hatte Werner diesen Gedanken bei Fritz vorausgesetzt, oder wollte er ihn darauf hinlenken, — plötzlich hub er an:

„Fritz, da fällt mir etwas ein! Wie wäre es, wenn Du Deinen Meister, der Dir ja so sehr gewogen ist, um vierhundert Thaler für einige Stunden ansprächest? Du könntest ihm ja so etwas durchblicken lassen von dem guten Handel, der da zu machen sei und bei dem Du einen so ansehnlichen Gewinn haben würdest! Ich glaube, er erzeugt Dir den Gefallen!"

„Da kennst Du meinen Meister schlecht," erwiderte Fritz. Wenn Einer in der Welt dies Geschäft für Schwindel ansieht, dann thut gewiß er es. Sein Handel und Wandel ist so reell, so prompt, so gewissenhaft, daß er in alle derartige Speculationen unbedingtes Mißtrauen setzt; ich habe das zu häufig gehört, wenn wohl einmal von Schuldenmachen, Bankerott und dergleichen die Rede war. Nein, der thut's nicht. Auch würde ich es nicht wagen, ihm derartiges anzusinnen!

„Nun, sei nur zufrieden," versetzte Werner; „Du brauchst ihn auch nicht anzusprechen; es ist ja ohnehin noch eine sehr große Frage, ob gegenwärtig in der Geldkiste Deines Meisters so viel vorräthig ist. Laß uns die Geschichte bei Seite werfen. Es thut mir nur leid um die 300 Thaler, die wir diesen Abend schon blank in der Tasche haben könnten!"

„Der keine 400 Thaler in der Kassa haben?" sagte Fritz, dem es doch nahe ging, also über die Baarschaft seines Herrn urtheilen zu hören. „Ich bin fest davon überzeugt, daß er auch noch etliche Hundert mehr darin hat!"

„Was nützt uns dies Hin- und Herreden? Wenn er sie auch hat, so haben wir sie noch immer nicht. Stände ich nur ein Paar Stunden in Deinen Verhält-

nissen, ich wollte bald die hübsche Summe verdient haben. Aber so!" — — —

„Ich wüßte nicht, welchen Vortheil Dir das bringen sollte; Du würdest ebenso wenig das Geld geliehen erhalten, als ich," sagte Fritz.

„Von Meister Schaffrath persönlich nicht. Darin magst Du Recht haben. Aber eben weil ich das wüßte, würde ich mir das Geld von ihm leihen, ohne ihm ein Wort davon zu sagen," entgegnete Werner.

„Wie das angehen soll, kann ich nicht begreifen: Jemand irgend etwas ableihen, ohne ihn darum anzusprechen?" fragte Fritz.

„Nun, wäre das denn nicht abgeliehen," lockte Werner weiter, „wenn Du nach Hause gingest, Dir die 400 Thaler aus der Kassa nähmest, das Geschäftchen machtest und nach Verlauf von etwa zwei Stunden die Summe bei Heller und Pfennig wieder hineinlegtest? Sage, wäre das nicht geliehen, ohne den Meister darum zu fragen?"

„Nein, Werner! Wie kannst Du mir so etwas zumuthen?" sagte Fritz mit einem gewissen Grade von Entrüstung. „Das wäre nicht geliehen, das wäre gestohlen. Gott soll mich davor bewahren!"

„Danke für das Kompliment, lieber Fritz! Das klingt ja so, als ob ich Dich zum Diebstahl hätte verleiten wollen. Also das nennst Du gestohlen, wenn Du Geld, das unbenutzt da liegt, mit der Absicht zu Dir nimmst, es in wenig Stunden wieder treulich an Ort und Stelle zu bringen, besonders wo Du die Ueberzeugung haben mußt, daß Dein Meister Dir ohne Fehl die Summe geben würde, um Dich die 150 Thaler gewinnen zu lassen, wenn er nur nicht so engherzig wäre und den Handel für reell ansähe. Zudem könntest Du ihm ja hinterher nach vollbrachtem Geschäfte sagen, daß Du das Geld genommen und wieder hingelegt, wenn Du denn so gar ängstlich bist. Ich wette, wenn Du ihm dann Deinen schönen Gewinn zeigst, er wird lachen über Deinen guten Einfall und Dich im Geheimen deßhalb loben. Allein das wird's alle nicht sein. Ich

merke schon, Du hast dieselben Gesinnungen, wie Schaffrath. Auch Du mißtrauest dem, was ich Dir gesagt, hältst am Ende mich gar, Deinen Freund, ebenfalls für einen Verrückten oder Schwindler und trittst Dein Glück durch Deinen schnöden Argwohn mit Füßen. Du siehst aber ein, daß unter solchen Ansichten ferner zwischen uns beiden keine Freundschaft bestehen kann. Ich sage Dir also hiemit Lebewohl! Möge es Dir gut gehen und Dich die heutige Behandlung Deines aufrichtigen Freundes, der es so gut mit Dir meinte, niemals gereuen. Ade, Fritz!"

Also sprechend, mit Thränen in den Augen, die der Heuchler sich gewaltsam herausgepreßt, reichte er Krustky die Hand und schickte sich zum Gehen an.

Das aber war zu viel für Fritz.

„Nein, unsere Freundschaft soll und darf um einer solchen Dummheit willen nicht gebrochen werden. Ich hege nicht den mindesten Argwohn gegen Dich, setze vielmehr alles Vertrauen in Deine Aussagen, und um Dich davon zu überzeugen, siehe, lieber Werner, so thue ich etwas, was ich sonst unter keiner Bedingung gethan. Ich kehre nach Hause zurück und sehe, ob die Gelegenheit günstig ist. Finde ich den Meister nicht zu Hause, die Kassa offen oder doch den Schlüssel dazu, so bringe ich Dir sofort das Geld. Mag Schaffrath mir auch deßhalb grollen, wenn ich ihm diesen Abend von meinem ersten kaufmännischen Geschäfte erzähle. Er muß doch schließlich meine Ehrlichkeit anerkennen und wird mir diesen Griff, der ihm ja keinen Pfennig Schaden verursacht, verzeihen. Im höchsten Falle biete ich ihm die Hälfte meines Gewinnes an, obschon ich weiß, daß er sie großmüthig ausschlagen wird. Es ist doch immer ein Mittel zur Besänftigung seines etwaigen Unwillens!"

„Nein, Fritz," entgegnete Werner, der aber schon vor Ungeduld brannte, das Geld in seinem Besitze zu sehen, „nein, das werde ich nicht zugeben. Du sollst Dir keine Unannehmlichkeiten machen. Lieber laß uns das schöne Geschäft dran geben. Vielleicht finde ich doch noch Wege, Dich zu meinem Geschäfte heranziehen zu

können. Nur sollst Du Dir jetzt keine Ungelegenheiten bereiten."

Allein Fritz wollte nun einmal dem Freunde seine Freundschaft zeigen, auch waren die 150 Thaler, so leicht verdient, gar zu verlockend, und dazu noch die Aussicht, dann gleich mit Werner ein Geschäft zu Zweit beginnen zu können.

„Ich bleibe bei meiner Zusage. Stellt sich mir kein unvorhergesehenes Hinderniß in den Weg, so bin ich höchstens in einer Viertelstunde wieder bei Dir. Wo treffe ich Dich?" sagte Fritz entschlossen.

„Ich werde die Viertelstunde, auch allenfalls eine halbe Stunde hier auf Dich warten. Doch sage ich Dir noch einmal, überleg' Dir's recht, und solltest Du auch nicht zurück kommen, ich bleibe doch Dein aufrichtiger Freund!"

Fritz rannte fast nach Hause. Werner aber rieb sich vergnügt die Hände, weil es ihm gelungen, den Tölpel, wie er Fritz nannte, zu überlisten. —

Will der Mensch irgend ein gutes Werk verrichten, so stellen sich ihm häufig Hindernisse aller Art in den Weg und suchen ihn von seinem Vorhaben abzuhalten, ihm die Lust und den Muth dazu zu benehmen. Das thut der Teufel, der da nicht sehen kann, daß etwas Gutes hienieden geschieht. Dagegen macht er dem, der auf krummen Wegen wandeln will, oft die Arbeit so leicht, beseitigt gleichsam für ihn alle Schranken, damit er ihn nur sicher auf dem breiten Wege des Verderbens führe. Und Gott läßt meistens beides zu. Er läßt den Guten mit Hindernissen kämpfen, damit sein Werk um so verdienstlicher und er in der Standhaftigkeit geprüft werde; dem, der zum Bösen versucht wird, läßt er oft durch den Teufel, dem er dies nach seinem göttlichen Rathschlusse zuläßt, die Gelegenheit recht lieblich erscheinen, damit auch hier der Mensch seinen freien Willen habe und sich durch Verschmähung, durch Verachtung aller Reize und Lüste als treuer Kämpfer bewähre und er ihm die Krone des Sieges verleihen könne. Oder was hätte unser Gutesthun für sonderlichen Werth, wenn es uns weiter keine Mühe machte, edel zu handeln?

Von welcher Liebe zu Gott zeugte es, wenn wir uns nur da der Sünde enthielten, wo sie uns nicht lockt durch Sinnenreiz und die Leichtigkeit, sie zu begehen? —

Auch unserm Fritz machte Satan das Sündigen leicht; denn Sünde war und blieb es trotz aller Beschönigung, daß er mit frecher Hand Schaffrath's Eigenthum, als er diesen nicht zu Hause, dagegen den Schlüssel zur Kassa an Ort und Stelle fand, sich aneignete und damit ungestört und ungesehen zu seinem saubern Kameraden zurück eilte. Wohl hatte ihm sein Gewissen schon beim Hingehen, mehr aber noch beim Aufschließen und Zugreifen und noch beim Wegtragen gesagt: „Du mißbrauchst das in dich gesetzte Vertrauen! Du bist eigentlich noch schlechter, als ein Dieb!" Aber die spitzfindigen Gründe, die Werner ihm eingeredet, benutzte Fritz auch da, um sein Gewissen zur Ruhe zu bringen, und so kam er, wenn auch mit klopfendem Herzen, zu Werner, zählte ihm vierhundert Thaler hin und forderte ihn auf, jetzt gleich mit ihm das Geschäft abmachen zu wollen.

„Gewiß, lieber Fritz," sagte dieser, und konnte beim Anblicke des Geldes kaum ein freudiges Aufblitzen seiner Augen verbergen; „gewiß soll jetzt rasch gehandelt werden, um Dich keinen Unannehmlichkeiten auszusetzen. Indeß mitgehen, das siehst Du wohl ein, kannst Du nicht gut. Ich würde ja dadurch den armen Kaufmann bloß stellen, der von mir das Versprechen gefordert, Keinem etwas von seiner drückenden Lage zu sagen. Wenn Du aber darauf bestehest, werde ich Dich freilich mitnehmen müssen. Im andern Falle bin ich hoffentlich schon in einer guten Stunde wieder bei Dir, überreiche Dir 550 Thaler und Du eilest dann, vierhundert davon wieder in die Kiste Deines Meisters zu legen. Nun, entschließe Dich rasch!"

Fritz, der in die Worte seines Freundes unbedingtes Vertrauen setzte, versprach, bleiben und ihn erwarten zu wollen; nur bat er ihn schließlich noch einmal, ja recht bald wiederzukehren. Werner sagte dies auf's Entschiedenste zu und entfernte sich schleunig.

Viertes Kapitel.

Böser Rath und schlechter Entschluß.

Fritz sitzt in dem Wirthshause, wo er auf Werner warten soll, und hat nun, nachdem der Freund weggegangen, nichts anderes zu thun, als sich mit seinen Gedanken zu beschäftigen. Diese waren aber nicht rosiger Art und es darum auch für ihn kein angenehmes Geschäft; seinem Geiste schwebten durchaus keine freundlichen Bilder vor. Er sieht sich, wie er sich auch dagegen sträuben mag, nur als Dieb, dessen Diebstahl nur um so verbrecherischer ist, als damit zugleich das große Vertrauen seines Meisters gegen ihn so schmählich mißbraucht worden. Freilich sagt er sich auch jetzt wieder: Du wirst ja nach einer flüchtigen Stunde schon wieder der Kassa das Ihrige wiederbringen! Aber diese Spitzfindigkeit wollte nicht mehr anschlagen. Zudem blieb ihm Werner auch schon etwas lange aus. Fast war eine Stunde verflossen und noch kam er nicht. Als aber auch die zweite Stunde halb dahin geflogen, überfiel Fritz eine solche Angst, daß er nicht zu bleiben wußte. Waren eben noch seine Betrachtungen trüb und unangenehm gewesen, so wurden sie jetzt düster und schwarz. Es ahnte ihm nichts Gutes und immer kehrte in seinem Innern die Frage wieder: Sollte Werner Dich dennoch betrogen haben? Doch dann sagte sein Herz: Fort mit einem solchen Verdachte! Ist er mir nicht schon so lange ein treuer Freund gewesen? Hat er mir nicht die heiligsten Versicherungen gegeben, so bald wie möglich wiederzukehren? Hielt er mich nicht zurück, als ich Angst und Bedenken verrieth, das Geld zu holen! Wäre seine Absicht gewesen, mich zu hintergehen, hätte er mich dann nicht weit eher angetrieben, den Griff in Schaffrath's Kassa zu thun? Es wird ihm nicht möglich geworden sein, so rasch, wie er glaubte, das Geschäft abzumachen. Sicher wird er aber eilen,

um mich nicht in Verlegenheiten zu bringen. Noch ein paar Minuten kann ich ja warten. Und sollte er im schlimmsten Falle so spät zurück kommen, daß in Schaffrath's Hause unterdessen die That entdeckt würde, so ist doch noch nicht Alles verloren. Ich komme mit der Summe zurück, erzähle treu und wahr den ganzen Verlauf und — — — Schaffrath wird verzeihen!"

Allein all' dieses Zureden konnte seine geängstigte Seele nicht zur Ruhe bringen und mit steigender Unruhe merkte er, wie Minute um Minute verrann, ohne daß Werner sich blicken ließ. So saß er drei Stunden lang da; Werner kam nicht. In der gräßlichsten Bestürzung eilte jetzt Fritz hinaus. Doch wohin? Er entsann sich, daß Werner ihm den Mann genannt, der die Waaren ihm abhandeln wollte, wie auch den Kaufmann, dem aus der Noth geholfen werden sollte. Schleunigst richtete Fritz dahin seine Schritte. Er kommt bei dem Händler an und fragt nach Werner.

„Es ist Niemand dieses Namens hier gewesen!" erwidert der Gefragte. Unserm Fritz fällt ein Stein auf's Herz.

„Hat denn auch nicht Jemand für 800 Thaler Waaren diesen Nachmittag bei Ihnen verkauft? fragt Fritz in der größten Spannung weiter.

„Es ist mir sehr auffallend," erwidert der Mann, „daß Sie mir solche Fragen vorlegen; sie klingen mindestens unbescheiden. Doch da ich aus meinen Geschäften keinen Hehl zu machen brauche, so sage ich Ihnen offen heraus: Auch davon weiß ich nichts!"

Sofort eilte Fritz hinaus. In seiner Bestürzung vergaß er sogar, dem Manne zu danken. Wild stürmte es in seiner Brust. Er kam zu dem Kaufmann, und wurde auch hier nicht anders unterrichtet, als daß man Werner gar nicht kenne. Als aber Fritz versuchte, dem Kaufmanne die Sache etwas deutlicher vorzulegen, gerieth dieser in Zorn, packte Fritz und warf ihn zur Thüre hinaus, da er glaubte, man wolle seiner spotten mit der Wechselgeschichte, woran doch kein wahres Wort war.

Man könnte sich wundern über die Unklugheit Werner's, daß er Fritz Namen von Leuten angab, die wirk-

lich zutrafen, da doch Fritz gerade dadurch auf die Fährte seines Betruges kommen mußte; allein der Schlaue hat dies absichtlich gethan. Er hatte ganz richtig berechnet, daß Fritz, wenn er des Wartens müde, sich zu diesen Leuten begeben werde, dadurch aber nur mehr aufgehalten und ihm, dem Betrüger, Zeit gelassen würde, die Summe und sich in Sicherheit zu bringen.

Fritz, dem nun erst ein Licht aufging, daß er von Werner schmählich betrogen worden, knirschte vor Wuth mit den Zähnen, ballte die Fäuste und sagte für sich im wildesten Zorne: Ungeheuer! So handelst Du an einem Freunde! Deßhalb also hast Du dich mir so aufgedrungen, deßhalb bist Du mir so auf Schritt und Tritt nachgegangen! O, ich Wahnwitziger, der ich bin! Daß ich das nicht früher einsah. O, ich Elender! Was soll ich nun anfangen? Wie soll ich vor meinen Meister hintreten? Was kann ich Glaubwürdiges zu meiner Vertheidigung vorbringen? Wird nicht Jeder den Kopf schütteln und sagen: Erfunden, rein erfunden! Denn so viel Leichtsinn kann man einem vernünftigen Menschen von meinem Alter nicht zutrauen!" —

Er schlug sich mit der Faust vor die Stirne, daß sie ihn gewaltig schmerzte, als ob er dadurch zu einem richtigen Gedanken kommen könne oder als ob er seinen Kopf für seine Dummheit bestrafen wolle. Der Satan flüsterte ihm zu: „Du kannst ja von der Geschichte schweigen. Weßhalb muß und soll denn gerade auf Dich der Verdacht fallen? Und wenn man argwöhnt und Dich fragt, kannst Du dann nicht läugnen?"

Lange wehrte sich Fritz gegen diese Verlockungen des Bösen. Endlich faßte er den Entschluß, nach Hause zu gehen, sein Bündel zu schnüren und sich aus dem Staube zu machen.

Sehen wir uns nun nach Werner um. Als er das Geld erhalten, eilte er, es in Sicherheit zu bringen. Er war nicht gewillt, von dieser schönen Summe auch nur einen Groschen seinen Genossen zukommen zu lassen. Sein schlauer Kopf hatte sich schon lange den Plan entworfen, so bald er Herr der Hunderte sei, mit denselben in aller Stille Stadt und Gegend zu verlassen und sein Glück

anderswo auf eigene Faust zu versuchen. Nichts lag ihm daher augenblicklich mehr am Herzen, als die Ausführung dieses Vorhabens. Schon hatte er das Rheinufer erreicht, da fühlt er plötzlich, wie sich eine starke Hand anklammert, und hört, wie ihm die wohlbekannte Stimme des Anführers seiner Strolche die Worte in's Ohr flüstert: „Schurke, wohin so eilig?“

In höchstem Grade erschrocken, wendet sich Werner um und schaut in das vor Zorn glühende Angesicht seines Mitgesellen. Er stammelt in seiner Verwirrung einige unverständliche Worte; der Andere aber packt ihn so fest beim Arme, daß er laut hätte aufschreien mögen.

„Meinst Du,“ sagte dieser dann hohnlachend zu ihm, „wir wüßten nicht, mit welch' treulosem Subjekte wir es zu thun hätten! Daß Du nicht freiwillig zu uns kommen und das Geld mit uns theilen würdest, habe ich richtig geahnt und deßhalb alle Deine Schritte in der letzten Zeit sorgfältig beobachten lassen. So stand denn auch heute ein Posten aus und sah, wie jener dumme Teufel sich von Dir fangen ließ, Dir das Geld einhändigte und getrost zurück blieb, dein Wiederkommen abzuwarten. Da Du aber, statt zu Deinen Freunden zu eilen, dem Rheine zusteuertest, so erhielt ich schnell die nöthige Kunde und stehe nun vor Deinen verblüfft drein schauenden Augen. Billig wäre es, Dir für Deine freundliche Absicht das erschwindelte Gut wegzunehmen und Dich mit einer gehörigen Tracht Prügel heimzuschicken. Doch ich weiß, wie schwer es schon einem sonst braven Manne wird, ehrlich zu bleiben, um wie viel schwieriger muß es da dem Spitzbuben sein. Deßhalb will ich auch Gnade für Recht ergehen lassen, falls Du mir jetzt ohne Widerstreben folgst. Merke Dir aber auf's Genaueste: Sobald Du nur Miene machst, Dich von meiner Seite wegzustehlen, schlage ich Dich rücksichtslos zu Boden und Du bekommst von der hübschen Summe nicht einen Deut! Im andern Falle sollst Du bei der Theilung sogar noch besonders berücksichtigt werden, denn Du bist nun doch einmal, wenn auch gezwungen, unser Retter aus der Noth!“

Werner, ein schmächtiger, schwächlicher Jüngling, maß mit flüchtigem Blicke die riesige, kräftige Gestalt seines

Gegenüber; auch kannte er diesen zu gut, um nicht zu wissen, daß er ganz der Mann dazu war, sein Vorhaben auszuführen. Er folgte ihm deßhalb wie ein Hund seinem Herrn, und so kamen sie an den Ort, wo die übrigen der Gesellschaft ihrer harrten.

Nach langem Hin= und Herreden war man einig geworden, die Summe ungetheilt in den Händen des Oberhauptes zu lassen, das damit alle Reisekosten bestreiten sollte; denn ihr Entschluß stand fest, zur Stunde noch die Stadt zu verlassen und nach England abzureisen. Da solche Leute nicht viel einzupacken haben, eben weil sie gewöhnlich ihr ganzes Gut auf dem Leibe tragen, auch nicht sonderlich Abschied nehmen müssen, so sah die nächste Viertelstunde sie schon außer der Stadt auf dem Wege nach D., von wo sie, nach den nöthigen Vorbereitungen, weiterziehen wollten.

Indeß diese Krebsschäden der menschlichen Gesellschaft dahin ziehen, wollen wir zu Krustky zurück kehren.

Fritz ging mit klopfendem Herzen der Wohnung seines Meisters zu. Schon fürchtete er, als er in die Straße einlenkte, in der das Haus lag, dieses von Leuten umstellt zu sehen, die herbei gelaufen, weil der Diebstahl entdeckt und Skandal im Hause entstanden sei. Doch das Haus Schaffrath's lag so ruhig da, wie er es vor einigen Stunden verlassen. Bleich und von unendlicher Angst gefoltert trat er jetzt hinein. Aber Niemand begegnete ihm im Geschäftslokale; durch das kleine Fenster, welches sich in der Wand des Wohnzimmers befand und dazu da war, durch dasselbe jederzeit in's Vorhaus schauen zu können, warf Fritz einen flüchtigen Blick. Die Familie saß, wie es schien, in fröhlichem Geplauder um den runden Tisch herum, der mitten im Zimmer stand. Schaffrath war nicht unter ihnen. Die Hausfrau hatte eben aufgeschaut und den Gesellen wahrgenommen; sie blieb aber wie sonst ruhig in ihrem Sessel sitzen, was bei Fritz den Gedanken erweckte, daß der Diebstahl wohl zur Stunde noch nicht entdeckt sei. Er stieg die Treppe hinan, betrat sein Stübchen, packte schnell seine Habseligkeiten zusammen und schlich vorsichtig wieder hinab und zur Thüre hinaus. Er hatte gehofft, das Haus ungesehen verlassen zu können.

Dem war aber nicht so. Dasselbe Auge, das seinen Eintritt bemerkt, sah ihn nun auch wieder mit dem Bündel unter dem Arme hinaus gehen. Hätte Fritz, der bei seinem Weggange jenem Fenster den Rücken kehrte, auch nicht den Muth hatte, umzublicken, gewußt, daß er beobachtet werde, sein böses Gewissen wäre sicher zum Verräther an ihm geworden. Und doch dachte sich die Hausfrau bei dem, was sie sah, nichts Besonderes. Es war just der Tag, an dem Fritz stets seine schmutzige Wäsche zur Wäscherin zu tragen pflegte, und Frau Schaffrath glaubte, er thue dies auch jetzt. So kam er ungeschoren aus dem Hause. Schon hatte er, mit scheuem Blicke nach allen Seiten schielend, einige Straßen durchwandert, als ihm der Gedanke kam: Aber wohin? In seiner Verwirrung und Seelenangst war diese Frage bis jetzt in seinem Geiste nicht aufgetaucht. Nun aber trat sie in ihrer ganzen Schwere an ihn heran.

„Wüßtest Du, wo jener Schurke wäre! Das würde Dir Deinen Weg vorzeichnen. Vielleicht besitzt er das Geld noch und Du kannst ihn zur Rückgabe zwingen. Aber wo, wo ist er?"

Lange hatte er sich darüber den Kopf zerbrochen; da erinnerte er sich, daß Werner ihm oft von seinen Verwandten erzählt, die in D. wohnen sollten. Wie ein Blitz fuhr ihm der Gedanke durch den Kopf: „Wäre er vielleicht zu ihnen geflohen? Jedenfalls kann es nichts schaden, da Du doch einmal ohne Plan durch die Welt läufst, dort nach ihm zu fragen."

Und Fritz machte sich dahin auf den Weg. Die Stadt D., auf der andern Seite des Rheines gelegen, war etwa sieben Stunden von seinem Heimathsorte entfernt. Krustky trabte die ganze Nacht hindurch auf der breiten, wohlgepflegten Chaussee fort, obschon er durch das Hin- und Herlaufen am heutigen Nachmittage schon ziemlich ermüdet war. Die Angst trieb ihn vorwärts, und so erreichte er mit Tagesanbruch D. Bald hatte er die Straße, wo jene Verwandten wohnen sollten, erfragt, auch das Haus gefunden, aber zu seinem Leidwesen nicht den Gesuchten.

Gänzlich niedergeschlagen verließ er das Haus. Da

gewahrte er am Ende der Straße eine Person, die in der ganzen Figur Werner täuschend ähnlich war. Doch war dieselbe noch zu weit von ihm entfernt, als daß er ihre Gesichtszüge hätte erkennen können.

„Du mußt darüber Gewißheit haben," sagte Fritz bei sich selbst. Ihm entgegen gehen, wäre nicht klug; denn ist es Werner wirklich und er bemerkt Dich, so wird er am Ende davonrennen und Du hast das Nachsehen!"

Fritz drückte sich in eine Ecke der Straße hinein und wartete mit der größten Spannung auf jene Person. Bald schritt sie an Krustky's Lauerposten vorüber und — richtig, es war Werner. Fritz wollte auf den Spitzbuben zustürzen; doch sagte ihm die Klugheit, daß dies nicht rathsam wäre. Er blieb also, ließ aber den sorglos dahinschlendernden Betrüger nicht aus dem Auge, und sah so, wie er in dasselbe Haus ging, das Fritz so eben verlassen. Geraume Zeit blieb er dort. Endlich kam er wieder heraus und nun folgte ihm Fritz von ferne nach. Bald rechts bald links bog Werner in die Straßen ein, bis er zuletzt vor einem Häuschen stehen blieb und dreimal an die verschlossenen Fensterladen pochte. Fritz hatte sich so nahe an ihn herangeschlichen, daß er nun, als die Thüre aufgeschlossen wurde, mit ihm hineinschlüpfen konnte.

Dies Haus war eine erbärmliche Kneipe; man sah ihr auf den ersten Blick an, daß sie nur für Spitzbuben und schlechtes Gesindel bestimmt sein könne, denn ein ehrlicher, braver Mann würde sich in diesem Schmutze nicht niederlassen. Werner öffnete eine Glasthüre, die aber von innen mit einem grünen Tuche voller Oelflecken verhangen war, und schritt in das schmierige Gastzimmer, während Fritz noch einen Augenblick im Gange stehen blieb und durch das Fenster der Glasthüre da, wo das Tuch eine kleine Stelle frei ließ, hinein blickte. Der die Hausthür geöffnet, hatte sich schon beim Eintreten der beiden entfernt.

Fritz gewahrte im Zimmer eine Gesellschaft von fünf Personen, bei denen sich Werner niederließ. Vor Jedem stand ein Glas mit Branntwein, der ihnen trefflich zu munden schien; auch dampften sie gewaltig aus ihren Pfeifen und führten dabei, wie es schien, eine leb-

hafte Unterhaltung an der Werner sofort regen Antheil nahm. Zwar sah das Zimmer sammt seinen Gästen gar nicht einladend aus, auch merkte Fritz, daß aus all' diesen Gesichtern wenig Ehrlichkeit hervorleuchtete und er also wohl schwerlich seinen Zweck erreichen werde; dennoch wollte er den Versuch machen. Er riß die Thüre auf und trat vor Werner hin.

Wie da alle diese Gaunergesichter die Augen aufrißen? Doch Fritz ließ ihnen nicht sonderlich Zeit zum Begaffen. Mit kaum zu erwartendem Muthe wandte er sich an Werner, faßte ihn beim Kragen, schüttelte ihn recht derb und schrie: „Schurke, wo ist das anvertraute Geld? Hältst Du so Dein Wort? Heraus mit den vierhundert Thalern oder ich laufe sofort zur Polizei und gebe Dich an!"

Daß Werner anfangs zusammenfuhr und erschrocken drein sah, war ganz natürlich. Die Ansprache kam ihm zu unerwartet und solch' kühnes Auftreten hätte er seinem Freunde nie zugetraut. Doch bald fand er sich wieder zurecht, machte ziemlich unsanft Krustky's Finger los und erwiderte diesem dann lachend:

„Sieh da, Fritz, Du hier! Das hätte ich mir nicht träumen lassen. Doch ist es schön von Dir, daß Du mich aufgesucht. Da nimm Platz! Schienbein, schenke unserm Gaste eins ein, daß er uns Bescheid thun kann! Er hat einen Trunk verdient! Er muß tüchtig gelaufen sein, da er uns so schnell eingeholt!"

Schienbein, der diesen Namen dem Umstande verdankte, daß er bei einem Fluchtversuche vor der nachsetzenden Polizei durch einen Sprung in den Keller an den dort liegenden Fässern sich gewaltig das Schienbein verletzte und so gefangen wurde, dann aber bei seiner nochmaligen Freilassung von seinen Genossen wegen dieses verunglückten Sprunges immer aufgezogen worden, folgte der Aufforderung Werner's mit größter Bereitwilligkeit. Aber Fritz stieß das Glaß von sich, daß es über den Tisch hinrollte und der Branntwein bis zum letzten Tropfen herauslief und sagte: „Mit Deinem Gebräu da ist mir nicht gedient. Gib das Geld heraus und trink Deinen Fusel selbst!"

Da aber erhob sich der Anführer der Gesellschaft, derselbe, der vorigen Tages den Werner so hübsch abgefaßt und den Namen „Baas" führte, von seinem Stuhle und donnerte:

„Verfluchter Kerl! Wie kannst Du Dich unterstehen, uns so unsern Trank, den wir Dir in Freundschaft angeboten, vor die Füße zu schmeißen?"

Dabei ballte er die Faust und wollte dem Jünglinge einen Schlag geben; allein Werner verhinderte das und sagte: „Laßt ihn nur! Ihr seht ja, daß der Zorn mit seinem Verstande davon gelaufen ist! Er muß erst wieder zu sich selbst kommen, dann wird er schon gefügiger. Nicht, wahr Fritz! wandte er sich jetzt an diesen, es ist so schlimm nicht gemeint? Laß uns die Sache einmal vernünftig betrachten. Du hast Dich von mir überlisten lassen, ich habe Dir in der Heimath etwas vorgelogen, das ist wahr. Allein was ist denn da so schlechtes dran! Ich und hier meine Kameraden waren in der Noth und Du hast uns durch die blanken vierhundert Thaler, deren Verlust ja Deinem Meister nicht wehe thun wird, aus derselben herausgehofen. Dafür sind wir Dir alle dankbar und damit Du unsere Erkenntlichkeit siehst, wollen wir Dir — bei diesen Worten gab Werner den Andern verstohlener Weise einen Wink — von dem Gelde hundert Thaler, ungefähr das, was Du ja verdienen solltest, abtreten. Ist das nicht ehrlich?"

„Gewiß, sagte Fritz im größten Aerger, das ist die großmüthige Ehrlichkeit eines Spitzbuben, der vierhundert Thaler nimmt und dafür ein Hundert zurück gibt. Wisse aber, daß mir mit dem Hundert nicht gedient ist. Die Vierhundert müssen voll und ganz wieder in meine Hände kommen, damit ich sie ihrem rechtmäßigen Eigenthümer zurück erstatten kann. Im andern Fall gibt's doch wohl noch andere Leute hier am Orte, die euch saubern Vögeln die Flügeln schneiden können. Darum zum letzten Male die Frage: „Willst Du mir jetzt das Geld, aber die volle Summe, herausgeben oder nicht?"

„Man sieht, versetzte Werner, Deine Wuth hat Dich ganz blind gemacht. Ich erkläre Dir hiemit, daß Du nun wegen Deiner Drohungen keinen Heller erhal-

ten wirst. Was kannst Du dagegen ausrichten? Willst Du zur Polizei? Unser sind genug, um Dich daran in Güte oder mit Gewalt zu hindern. Doch wenn wir Dich auch fortließen, was hättest Du dabei gewonnen? Ehe die Diener der Gerechtigkeit hier wären, wären wir längst ausgeflogen; Dich aber würden sie dann festhalten, da Du doch eigentlich allein das Geld gestohlen. Sei also vernünftig und höre auf meinen Vorschlag. Nach Hause kannst Du ohne Schimpf und Schande nicht mehr. Dein Geschäft an einem andern Orte beginnen, wird auch nicht gelingen; Du kannst Dich ja durch kein Zeugniß über Deine Fähigkeiten und Deine Führung ausweisen, bleibe darum nur bei uns. Wir haben vor, in kürzester Frist von hier nach England aufzubrechen und da, im fremden Lande, wo uns Niemand kennt, wollen wir ein neues Leben anfangen, uns rechtschaffen durchzuschlagen suchen. Vielleicht läßt sich dann später das hier zu Lande Verschuldete wieder gut machen. Anders weiß ich für Dich und für uns keinen Weg, uns aus der Schlinge zu ziehen. Jedenfalls steht bei uns dieser Plan fest. Nicht wahr, Gesellen?"

„Er hat Recht," betheuerten die Andern und suchten nun auch ihrerseits Fritz zu bewegen, mit ihnen gemeinsame Sache zu machen. An die Eröffnungen, die Werner gemacht, hatte Fritz bis jetzt nicht gedacht. Daß er, bei einer Bekanntmachung am rechten Orte, noch mehr Gefahr lief, als die Andern, sah er nun wohl ein. Gutwillig gaben sie auch das Geld nicht her. Was nun thun? Lange saß Fritz in tiefes Nachdenken versunken auf seinem Stuhle und konnte nicht mit sich eins werden. Endlich wandte er sich zu Werner hin und sagte:

„Ich sehe, ich befinde mich in einer Falle, aus der ich mit heiler Haut nicht wohl herauskommen kann, und es bleibt mir wirklich kein anderer Weg, als den Du mir vorgeschlagen. Wohlan, so will ich denn mit Euch ziehen!"

Damit war die Sache abgemacht und Fritz ein Genosse der Bande, die er zwar für ziemlich schlecht hielt, allein doch nach Werner's Worten auf dem Wege zur Besserung glaubte. —

Wiederum hatte ihn seine Leichtgläubigkeit in's Garn gebracht, woran freilich Satan die meiste Schuld trug. War es denn so ausgemachte Sache, daß dem Jünglinge, der in der Heimath das erste Verbrechen begangen, nun kein anderer Ausweg blieb, als sich diesen Schlechten gänzlich anzuschließen. Gewiß nicht. Es blieb ihm der weit ehrenvollere, der einzig richtige Weg, zu seinem Meister zu gehen, ihm Alles zu sagen und dann in Gottes Namen das Weitere kommen zu lassen. Aber den Weg wovon sein Gewissen wohl laut genug zu ihm gesprochen, schilderte ihm Satan als durchaus ungangbar, als mit Schimpf und Schande und Schmach bedeckt, so entschied sich Fritz zu dem Bunde mit jenen Schlechten.

Fünftes Kapitel.

Ertrunken.

Schaffrath kam kurz nach Krustky's Weggange nach Hause und erzählte seiner Frau, daß er einen Bauersmann getroffen, der ihm zu annehmbarem Preise einen fetten Ochsen angeboten; er wolle morgen hinaus, um das Vieh zu besehen und es, falls die Aussage des Mannes sich bestätige, kaufen.

„Lege mir Kittel und Kamaschen zurecht, daß ich morgen in aller Frühe ausziehen kann, es möchte mir sonst noch ein Anderer in die Quere kommen!“

Als das Abendessen aufgetragen wurde, fragte der Meister nach seinem Gesellen. „Er ist kurz vorher, ehe Du kamest, ausgegangen, wie ich glaube, um seine Wäsche wegzutragen. Es wundert mich, daß er noch nicht zurück ist!“ sagte Frau Schaffrath.

„Der Fritz gewöhnt sich seit einiger Zeit ziemlich an das lange ausbleiben. Muß doch Morgen ein Wörtchen reden. Laß uns jetzt nur speisen. Kommt er nicht bald,

so trägst Du ihm sein Essen auf sein Zimmer; zur Strafe soll er es alsdann kalt genießen!"

Die Mahlzeit war vorüber und Fritz noch nicht erschienen. Nachdem man noch ein Stündchen verplaudert, ging man zur Ruhe. Die Magd erhielt den Auftrag, noch ein wenig zu warten; Fritz müsse doch bald kommen. Als diese aber noch eine Zeitlang gesessen und der Geselle nicht kam, wollten ihre Augen nicht mehr offen bleiben. Sie schloß die Thüre ab und ging ebenfalls zu Bette. „Er kann ja schellen," dachte sie, „und sollte er auch draußen ein wenig warten müssen, schadet nichts. Warum kommt er nicht zu Zeiten?"

Aber es schellte in dieser Nacht Niemand an Schaffrath's Hause. In aller Frühe stand Schaffrath auf, kleidete sich rasch an und trat nun reisefertig an's Pult hin, um das nöthige Geld einzustecken. Wie erschrack er aber, als er hier auf den ersten Blick die vier hundert Thaler vermißte, die in einzelnen Banknoten, in Fünfzig- und Hundertthalerscheinen da gelegen und nun trotz allem Herumwerfen der Papiere nicht mehr zu finden waren. Er fragte seine Frau, sie wußte nichts davon. Er lärmte das ganze Haus wach; Alle waren bestürzt, aber Keiner konnte Auskunft geben.

„Wo bleibt denn der Fritz?" fragte Schaffrath, vielleicht weiß er etwas davon!"

„Der ist diese Nacht nicht nach Hause gekommen," sagte die Magd, und Alle schauten sich betroffen an, als ob sie sagen wollten: Das Ausbleiben des Gesellen steht mit dem Verschwinden des Geldes in Verbindung!

Schaffrath mußte Aehnliches gedacht haben, denn er sandte sogleich zu den Verwandten Krustky's, ob die etwas von ihm wüßten. Umsonst, sie hatten ihn nicht gesehen und kamen voller Bestürzung zu Schaffrath, um mit ihm sich weiter zu besprechen. Das ganze Haus wurde durchstöbert, besonders genau die Stube, die Fritz bis jetzt inne gehabt, durchsucht, und da stellte sich denn heraus, daß der Geselle, in jenem Bündel nicht blos schmutzige Wäsche, sondern all' sein Hab und Gut weggetragen habe, ein Umstand, der den auf ihn gefallenen Verdacht noch schärfte. Schaffrath, der noch unschlüssig war, den Dieb-

stahl anzuzeigen, aus Rücksicht für die braven Verwandten des Gesellen, wurde von diesen selbst dazu gedrängt.

„Ist er der Dieb, so muß er gestraft werden. Es geschieht ihm nur, was ihm recht ist und behütet ihn vielleicht vor weitern Verbrechen,“ sagten die Geschwister Krustky's, die von Haus aus zur größten Redlichkeit erzogen worden waren, auch noch im Stillen der Hoffnung lebten; durch eine gerichtliche Untersuchung würde sich die Sache vielleicht noch in anderer Weise aufklären.

Schaffrath machte, wenn auch mit schwerem Herzen, seine Anzeige bei der Behörde, und bald wurde in der ganzen Stadt nach Krustky geforscht. Man fand ihn nicht. Nun wurde er steckbrieflich verfolgt. Auch das hatte Anfangs keinen Erfolg. Endlich nach dreien Tagen fand man am Rheinufer in der Gegend von D. Kleidungsstücke und in denselben einen Brief in dem er seinen Diebstahl eingestanden und Abschied von Allen nahm, wie es schien, auf ewig. Als man diese Kleidungsstücke auffand, kam man natürlich zunächst zu dem Gedanken, hier müsse Jemand beim Baden ertrunken sein. Zur Ermittlung der Person des Verunglückten wurden diese Kleidungsstücke in den öffentlichen Blättern auf's Genaueste beschrieben und da stellte sich denn heraus, daß es dieselben Kleider waren, die Fritz an jenem Tage, wo er das Haus, seines Herrn verlassen, getragen. Was lag nun näher, als zu denken, der Unglückliche habe die That bereut und aus Angst vor Schmach und Schande in den Wellen des Rheines seinen Tod gefunden. Freilich blieb dabei noch immer räthselhaft, wo denn das Geld und die übrigen Kleidungsstücke, die er mitgenommen, geblieben seien.

Daß er nicht mit den Kleidern in Rhein gesprungen, mochte er aus dem Grunde gethan haben, um der Welt glauben zu lassen, er sei beim Baden unglücklicher Weise ertrunken.

Man stellte noch eine Zeit lang Nachforschungen an, konnte aber nichts weiter ermitteln; nicht einmal die Leiche wurde aufgefunden. Wie Alles in der Welt, so gerieth auch diese Geschichte, die anfangs viel von sich

sprechen machte, in Vergessenheit, und nur die Familie Schaffrath und Krustky's Verwandten mögen den unglücklichen Jüngling nicht vergessen haben.

War er denn wirklich todt? Hatte er in einem Anfalle von Verzweiflung seinem jungen Leben ein Ende gemacht? Wahrheitsgetreu muß ich Dir, geneigter Leser, zu wissen thun: Nein! Es war das alles nur ein Mittel gewesen, das jene Bande für nöthig erachtet, um die Polizei auf eine andere Fährte zu bringen. Fritz hatte sich in jener Kneipe, wo er die saubre Gesellschaft gefunden, einige Tage versteckt halten müssen und dann waren alle miteinander nach England aufgebrochen, das sie auch, wie dies so manchem Spitzbuben vor ihnen schon gelungen ist, ungefährdet erreichten. —

Da wir genöthigt sind, dieser Bande noch ferner zu folgen, so wollen wir uns die einzelnen Subjekte derselben etwas genauer ansehen. Den kräftigen, riesigen Anführer, „Baas" genannt und den „Schienbein", einen schlanken, fast hagern Kerl mit bleichem Gesicht und eingefallenen Augen, kennen wir schon. Der Dritte der Vagabunden führte den Namen „Engländer", obschon er so gut wie die andern ein, wenn auch verkommener, Deutscher war. Man hatte ihn nur so geheißen, weil er einige Brocken Englisch sprechen oder besser gesagt, radbrechen konnte. Sein Vater trieb in Krustky's Vaterstadt das Geschäft eines Lohndieners, d. h. er führte die Fremden in der Stadt herum und zeigte und erklärte ihnen, so gut das anging, die Schönheiten und Merkwürdigkeiten derselben. Zu dem Ende bedurfte er einiger Kenntniß der englischen und französischen Sprache, die er sich denn auch treulich angeeignet und auch seinem Sohne beizubringen gesucht hatte, damit ihn dieser einestheils in seinem Geschäfte unterstützen, anderestheils aber auch dies Geschäft an Statt seiner einstens fortführen könne. Anfangs war der Sohn auch willig gewesen, es hatte dem Vater sogar geschienen, als ob sein Junge sich mit viel Lust und Liebe dieser Beschäftigung hingebe; doch bald verließ derselbe ihn und gesellte sich dem „Baas" und dessen Genossen bei, da ihm deren Gewerbe doch noch mehr zusagte. Wegen besagter Brocken Englisch

also hieß man ihn den „Engländer.“ Dieser Engländer war es auch gewesen, der die Bande beredete, sich nach England aufzumachen; er war ihnen später in diesem Lande auch sehr von Nutzen durch seine Brocken Englisch. Er war nicht wenig stolz auf diesen seinen Spitznamen; er bildete sich fast ein, ein wirklicher Engländer zu sein, und suchte auch, so viel das anging, sich in seiner Kleidung zu englisiren. Sonst war er von mittler Statur und trug einen breiten blonden Backenbart.

Der vierte der Bande, ein starker Kerl mit fuchsrothem struppigem Haupthaar und einem eben solchen Barte, der Wangen, Kinn und Oberlippe bedeckte und fast bis auf die Brust hinabreichte, hatte, die besondere Bezeichnung „der Rothe“ schon wegen der intensiven Farbe seines Haares, mehr aber noch, weil er von jeher ein berüchtigter Schläger gewesen, der bei seinen Faustkämpfen nur dann nachließ, darauf loszuschlagen, wenn er Blut fließen sah. Er war von der schönen Genossenschaft unstreitig der Roheste und sittlich am tiefsten gesunken.

„Der Schlosser“, wie man den fünften nannte, war ein kurz gedrungener, fast viereckiger Mensch, der seinen Namen einer bei diesen Spitzbuben sehr beliebten Fertigkeit verdankte. Er verstand sich nämlich sehr gut darauf, allerlei sogenannte Dietriche anzufertigen, eiserne Werkzeuge, Hacken, Nachschlüssel, um alle möglichen Schlösser damit zu öffnen. Es mußte gewiß ein sehr kunstgerechter Verschluß sein, dem er nicht beikam. Man sieht leicht, wie wichtig den Schurken dieser „Schlosser“ mit seiner Kunstfertigkeit sein mußte. Werner wurde „Fuchs“ getauft, da er in Hinsicht seiner Schlauheit, List und Verschlagenheit, wie auch seines Spionirtalentes mit diesem Thiere viele Aehnlichkeit hatte.

Unserm Fritz gaben sie den Namen „Metzger,“ der weiter nichts besagen sollte, als daß er dieß seiner eigentlichen Profession nach sei. Auch wollten sie ihn durch diese ganz natürliche Benennung vor der Hand in dem guten Glauben lassen, daß sie im fremden Lande nur reelle Beschäftigungen aufsuchen würden.

„Haben wir ihn einmal jenseits“, so hatten sie überlegt, „so ist's noch früh genug, die Maske fallen zu las-

sen und ihm in unser wirkliches Treiben einen freien Blick zu gestatten!“

Das war die kleine Bande, die sich dem Arme der Gerechtigkeit im Vaterlande entzog, um auf Englands freiem Boden das angefangene verbrecherische Leben ungenirter fortsetzen zu können.

Das Schiff, mit dem sie das Festland verlassen, hatte sie glücklich über den Kanal gebracht und an Englands Küste abgesetzt. Ihr Augenmerk war auf die Hauptstadt des Reiches, auf London, gerichtet gewesen. Hier finden wir sie denn auch wieder.

Es kann nicht mein Zweck sein, das Land, noch dessen Hauptstadt genauer zu beschreiben; doch wird der freundliche Leser mir verzeihen, wenn ich wenigstens der Weltstadt London hier mit einigen Worten Erwähnung thue, da sie für einige Zeit der Schauplatz unserer Geschichte sein wird.

London, die erste Hauptstadt der Welt, liegt in dem ehemaligen Königreiche Essex an beiden Ufern der Themse. Mit dieser Stadt sind bereits über 100 Städte und Dörfer vereinigt worden. In dem Theile derselben, der den Namen Westminster führt, ist der Sitz des Hofes, des hohen Adels, des Parlamentes und der höchsten Behörden der Monarchie; in der City, einem andern Theile, befindet sich die Börse und Bank und hier ist auch der ungeheure Verkehr, den wir mit Namen Welthandel bezeichnen müssen. Zu diesen gehört noch Southwark, die Stadt der Fabriken und Manufakturen. London zählt an drei Millionen Einwohner, hat 260,000 Häuser und 700 Kirchen und Kapellen. Das merkwürdigste Gebäude ist die kolossale Paulskirche in der City. Auch an großen, freien Plätzen mit Wiesen, Baumgängen und Wasserbecken fehlt es der Riesenstadt nicht; St. Jamespark, Grennpark, Hydepark und Regentspark sind solche. Sie dienen dem Londoner zu Spaziergängen, werden aber mit einbrechender Nacht geschlossen. Die beiden Themseufer sind durch sieben Brücken verbunden, um den Verkehr zwischen den Stadttheilen, die diesseits und jenseits des Flusses liegen, zu ermöglichen. Zu demselben Zwecke wird freilich auch noch eine Anzahl Fahrzeuge benutzt, und ein Tunnel, der aus

zwei gewölbten und mit Gas erleuchteten Bogengängen besteht, aber nur für Fußgänger brauchbar ist, unter der Themse her. Welch' ein bewegtes Leben sich dem Auge des Beobachters in Londons Hafen zeigt, geht wohl zur Genüge daraus hervor, daß in Jahresfrist 30 bis 40,000 Fahrzeuge in demselben einlaufen.

So viel über die Stadt, die vom „Baas" mit seiner Bande heimgesucht werden soll. Wir finden diese Schurken auf einer der oben erwähnten Brücken wieder, wie sie mit Erstaunen hinblicken auf die prachtvolle, ehrwürdige St. Paulskathedrale, auch die tausend und aber tausend Thürme, Spitzen, Dächer und Ecken der zahllosen Kirchen und Fabrikgebäude, auf dieses Häusermeer; wie sie die Augen aufreißen, um das gewaltige Leben auf dem Strome zu schauen, den tausende von Schiffen bedecken, deren Schnauben und Dampfen das majestätische Rauschen des Wassers zu übertönen strebt. Diese Wimpel, diese Flaggen, dieser Mastenwald, dies Aechzen der arbeitenden Maschinen, diese rauhen Stimmen, die ihre Kommandoworte schreien, diese Schiffglocken, die fast klagend in den betäubenden Lärm hineinbimmeln — das Alles ist ihnen eine neue Welt, vor deren reger Geschäftigkeit sie beschämt dastehen, da ihre Absicht nicht ist, durch redliches Schaffen und Streben sich den täglichen Unterhalt zu erringen. Diese Scham treibt sie auch hinweg von der Brücke; sie schreiten nordwärts der City zu, dem Stadttheile, oder besser, der Stadt in der Stadt London, wo gleichsam das Herz der letztern zu schlagen scheint. War das Leben auf dem Flusse ein bewegtes und rastloses, so ist es das hier noch bei weitem mehr. Das betäubende Geräusch, welches schon von weitem in ihr Ohr drang, wächst mit jedem Schritte, den sie vorwärts thun. Die Straßen sind so dicht übersäet von der vorübereilenden Menge, daß das Häuflein Gauner glaubt, es müsse eben ein Volksauflauf Statt haben, und doch ist es nur das gewöhnliche tagtägliche Treiben. Es hält ihnen schwer, sich durch diesen Menschenknäuel durchzuwenden, und oft bleiben sie stehen, um den Menschenstrom vorüberfluthen zu lassen; allein das wogt und wälzt sich for und will sich nimmer erschöpfen und leeren." Bald er-

hält der Eine hier, der Andere dort einen Rippenstoß oder wird ziemlich unsanft auf die Seite geworfen, denn wenn irgendwo das Gaffen auf offener Straße übel angebracht ist, so ist es hier. Und doch müssen die Fremdlinge gaffen, ihre Augen stehen sperrweit offen ob all' dem Neuen, dem Unverhofften, was sich ihnen hier darbietet im Menschengewühl, wie in den Häusern. Da sieht man die sonderbarsten Gestalten in allen möglichen Hautfarben und Kostümen einherschreiten, vom stolzen bleichwangigen Engländer bis zum tiefschwarzen häßlichen Neger, vom eleganten Millionär bis zum armen, zerlumpten Straßenkehrer; da sind die Völker aller Nationen vertreten. Und diesen auf- und abwogenden Menschenschwarm durchsausen Eilwagen mit rasender Schnelligkeit; die Mitte der Straße gehört den Gefähren, die oft fünf und mehr Reihen nebeneinander bilden, so breit sind die Straßen, so großartig ist der Verkehr hier. Da sind Kabs, Fiaker, Omnibusse, Postwagen nebst all den unzähligen Gefähren der vornehmen Welt. Es ist fast ein Wunder zu nennen, wenn es dem Fußgänger glückt zwischen all' diesem Gerassel einmal von der einen Seite der Straße auf die andere zu gelangen ohne Beinbruch oder noch größeres Unglück.

Wie konnt' es beim Anblicke einer solchen Lebendigkeit, bei einem solchen niegeahnten Verkehr anders möglich sein, als daß die kleine Bande zuweilen gaffend und sich selbst vergessend stehen blieb und hineinstarrte in dies unendliche Gewühl. Und nun auch noch diese nicht enden wollenden Waarenlager, die glänzenden Läden, diese Gewölbe mit den Erzeugnissen der ganzen Erde! Die Augen schmerzten und doch mußten sie noch hinschauen, um das gewaltige Bild so ganz in sich aufzunehmen um so recht vollständig das Feld zu kennen, auf dem sie bald thätig sein wollten.

Doch wir kennen und wollen diesen Gaunern nicht Schritt für Schritt folgen, nicht wie sie alle Straßen durchwandern, alle öffentlichen Plätze und Gebäude besuchen; wir wollen uns nur noch den Ort etwas genauer beschauen, wo diese Bande ihr Asyl suchte, wo sie die ihnen passend scheinende Wohnung fanden. Um dies zu können,

müssen wir aber aus den so lebendigen Stadttheilen uns wegflüchten, müssen eine Gegend betreten, deren Dasein der Uneingeweihte nicht ahnt bei seinen Streifzügen durch das elegante London.

Wir stehen in einem engen schmutzigen Gäßchen, dem die Sonne nur am höchsten Mittage einige spärliche Strahlen zusendet, als wolle sie dadurch den Bewohnern dieser traurigen Stätte sagen, daß selbst in ihrem so verborgenen Schlupfwinkel das ewige Auge dort oben dennoch auf sie und ihr Thun herabschaue. Die Häuser zu beiden Seiten stehen kaum sechs Fuß weit von einander entfernt und haben ein so zerbröckeltes Aussehen, daß man sich fast nicht getrauen sollte, in dieß Gäßchen hineinzuschreiten, aus Furcht, die baufälligen Hütten möchten einstürzen. Man sieht ihnen an, es sind die Wohnungen der Armuth und Verkommenheit. Die wenigen Glasscheiben, die noch in Fensterrahmen sitzen, (die meisten Oeffnungen sind mit Lumpen verstopft oder mit bunten, schmutzigen Papierfetzen verklebt), sind verblindet vor Alter und Schmutz; hier hängt eine Fensterlade, dort eine vom Wurme zerfressene Thüre an einer Angel, kurz, es sind armselige Wohnräume, viel eher für das Vieh, denn für Menschen geeignet. Diesen Wohnungen entspricht auch die Bevölkerung. Zerlumpte Frauen sieht man beisammen stehen, die in den wunderlichsten Ausdrücken sich miteinander unterhalten, indeß ihr ungekämmtes Haar wirr und wüst ihr hageres Gesicht umflattert und verkrüppelte, bleiche Säuglinge in ihren knöchenen Armen liegen. Andere Kinder wälzen sich zu ihren Füßen im Koth und Schmutze der Gasse herum, auf deren jämmerlichen Gesichtern wohl nie das liebliche Roth der Jugendfrische, der fröhlichen, glücklichen, gesunden Kindesnatur prangte. Bärtige, schmutzige Männer mit wilden, herausfordernden Blicken stehen rauchend in der offenen Hausthüre und schauen ingrimmig vor sich hin auf ihre sich herumbalgenden zarten Sprößlinge. Die Luft, die wir hier einathmen, ist vergiftet durch all' die unangenehmen Dünste, die von dem kothigen Boden der Gasse und aus den elenden Häusern emporsteigen. Für ordentliche, Reinlichkeit und Gesundheit liebende Menschen ist hier kein Fleckchen zu

suchen, wo sie wohnen könnten oder möchten; aber für verkommene, verthierte Menschen, für Spitzbuben und Vagabunden, für alle die da schwärmen und schwelgen und sterben wollen im eigenen Schmutze, für sie ist dieses Gäßchen wie gemacht. Die Polizei wagt kaum einzudringen in diese Pestwohnungen und kommt sie einmal, so kann man sicher sein, daß sie sich nicht stundenlang mit Haussuchungen und dergleichen abgibt, sondern schleunigst wieder abzieht.

In dieser saubern Gegend, wenn auch im Besten ihrer Häuser, hat unsere Bande ihr Asyl gefunden, und von hier fliegen sie täglich aus, um in der großen Weltstadt nach allen Richtungen hin und her zu streifen und — — — ihr Gaunerleben zu führen.

Sechstes Kapitel.

Die Gaunerbande.

Fritz, der Metzger, lamentirte entsetzlich, als man in dieses wüste Viertel, in diesen Wohnort der Armuth, des Elendes und Lasters einzog und meinte, ehrliche Menschen brauchten sich nicht in solche Räuberhöhlen zu verkriechen. Allein der Baas widerlegte ihm dies, wies darauf hin, wie sehr sparsam sie noch mit ihrem kleinen Kapitale verfahren müßten, da vielleicht noch Niemand von ihnen in den ersten Tagen eine Beschäftigung finden werde und doch alle leben wollten. Es solle auch diese Gegend nicht für immer ihr Wohnort sein; einstweilen hätten sie ihn aber der geringen Miethe wegen wählen müssen. Das war zu einleuchtend und überzeugend, als daß Fritz noch ferner hätte Einsprache thun können. Er gab sich deßhalb vorläufig mit der armseligen Wohnung zufrieden, und meinte nur, man müsse recht bald sich nach Arbeit umsehen, womit auch alle einverstanden schienen. Der wahre Grund aber, weßhalb die Gauner in diese Gegend gezo-

gen, war ein ganz anderer, als der, den der Baas angegeben. Hier hatte man einestheils die beste Gelegenheit, die erbeuteten Gegenstände aller Art in Geld umzusetzen; denn auch von solchen Menschen wurde dies Gäßchen bewohnt, die sich ein Geschäft daraus machten, von Gaunern und Spitzbuben zu Spottpreisen alles Mögliche zu kaufen. Das war für die kleine Bande gar gemächlich. Anderestheils fand man hier, wie schon oben angedeutet worden, den besten Schutz gegen den bewaffneten Arm der Gerichte, da die Diener des Gesetzes sich nur selten und nur auf Augenblicke hier sehen ließen. Freilich hielt man vor Fritz mit diesen Gründen noch zurück, da man seiner noch nicht recht sicher war.

Der Metzger hatte noch immer die Idee, daß man hier in London auf redlichen Erwerb spekulire, und er drang demgemäß auch täglich darauf, daß endlich einmal angefangen werde. „Ich bin bereit, sagte er zu den andern, sofort mir einen Meister zu suchen; allein ich bin der Sprache unkundig und möchte bitten, daß der Engländer mir beim Aufsuchen einer Stelle behülflich wäre! Ich will gerne die Schillinge, die ich verdiene, mit euch theilen, bis auch ihr Arbeit habet!"

Auf einen Wink des Baas sagte der Engländer unserm Fritz seine Hülfe zu. Morgen schon, mit dem Frühesten, wolle er mit ihm ziehen. Gegen Abend nahm Werner den Metzger mit, um, wie er sagte, noch einen kleinen Spaziergang, einen freien Ausflug in die Stadt mit ihm zu machen, da Fritz wahrscheinlich morgen schon nicht mehr frei über seine Zeit verfügen könne. Fritz war damit vollkommen einverstanden, und so schlenderten die beiden dahin und befanden sich bald in dem Gewühle der belebten Straßen Londons.

Dieser Ausflug war aber von Werner nur deßhalb vorgeschlagen worden, um den Andern Gelegenheit zu geben, in Abwesenheit des Metzgers ihre Plane für die Zukunft zu entwerfen. Es war nämlich keineswegs ihre Absicht, Fritz zu seinem Handwerk zurückkehren zu lassen. „Er muß, um allen Unannehmlichkeiten vorzubeugen und auch um ihn uns nützlich zu machen, einer der Unsern werden, sagte der Baas, nachdem die beiden

sich entfernt, zu den übrigen. Jedoch heißt es da vorsichtig sein, damit er für's Erste nicht Verdacht schöpfe. Und da weiß ich denn keinen bessern Rath, als daß du, Engländer, wirklich morgen mit ihm die Stadt durchstreift und von einem Meister zum andern gehst. Da er kein Wort Englisch versteht, so sollte es mich Wunder nehmen, wenn Du die Sache nicht so zu betreiben wüßtest, daß er keine Arbeit findet. Ist ihm so einmal diese Aussicht genommen, auf diese Weise sein Brod zu verdienen, ist so einmal sein Muth niedergedrückt, dann werden wir ihn leicht unseren Vorschlägen geneigt machen. Führe du nur morgen Deine Aufgabe gut aus; für das andere laßt mich sorgen!"

Ermüdet von dem Hin- und Herlaufen kehrten die Beiden, der Fuchs und der Metzger spät Abends nach Hause zurück und Alle legten sich, nachdem das Abendbrod eingenommen, zur Ruhe, Fritz mit dem süßen Gedanken, Morgen schon dieses verpestete Viertel verlassen und wieder unter ordentlichen Menschen ein anständiges, wenn auch arbeitsames Leben führen zu können.

Kaum war der Bruder erwacht, so schritten Fritz und der Engländer auch schon hinaus, um ersterem einen Meister zu suchen.

„Du mußt nun einstweilen mit jedem Lohne zufrieden sein, den man Dir bietet, sagte der Engländer mit schlauer Miene. Es wird ohnedem schwer halten, daß Du bei Deiner Unkenntniß der hiesigen Sprache einen Meister findest; möglich jedoch ist es. Hast Du dann Dich in's hiesige Leben eingeweiht und auch etwas sprechen gelernt, so darfst Du Dich ja immer wieder nach einem andern Herrn umsehen, den Du dann auch um so leichter finden wirst!"

So zogen die Beiden hin. Bei dem ersten besten Fleischer wurde angeklopft; aber die Antwort lautet abschlägisch. Man ging zu einem zweiten; doch hier fiel der Bescheid nicht besser aus. Auch bei einem dritten und vierten wurden sie abgewiesen, und so kam allgemach der Abend heran und noch war kein Meister gefunden. Verdrießlich wandten sie ihre Schritte nach Hause zurück. Am andern Tage wurde die Rundreise von Neuem begonnen,

aber auch wieder ohne ein anderes Resultat am Abend beschlossen. So viel Mühe die Beiden sich gaben, es war keine Stelle aufzutreiben. Und das aus dem einfachen Grunde, weil Niemand einen Spitzbuben in's Haus aufnehmen wollte. Aber woher wußten diese Leute denn, denen doch der Metzger von Haut und Haar fremd war, wie es um dessen Redlichkeit bestellt war? Nun, ganz einfach durch den Engländer. Dieser hatte jedem erzählt, daß Fritz sich aus seiner Heimath geflüchtet habe, weil er seinem Meister zu tief in die Kassa gesehen, daß derselbe nun zwar alle Besserung gelobt; allein er, der Engländer, könne die ehrliche Absicht seines Freundes nicht verbürgen. Wer sollte da einen solchen Gesellen angenommen haben? Ja, in einigen Häusern hatten sie Noth, rasch genug davon zu kommen, um nicht der Polizei übergeben zu werden, wie man ihnen androhte. Fritz wußte freilich nichts davon, daß er in dem Engländer einen so trefflichen Fürsprecher hatte, denn er verstand von dessen englischen Brocken so gut wie gar nichts. Der Engländer aber gab als Grund ihrer Abfertigung jedesmal an, daß man keinen Deutschen haben wolle. Was sollte Fritz nun thun?

„Laß uns morgen nochmals ausgehen; es wird doch hier wohl auch einen Meister geben, der Deutsch spricht; vielleicht finde ich da Unterkommen," sagte Fritz.

Das war nun freilich ein kitzlicher Punkt, ein Einfall von Fritz, an den die Andern nicht gedacht. Doch auch dafür wußte man Rath. Am folgenden Tage hielt man Fritz unter verschiedenen Vorwänden zu Hause; den Engländer dagegen schickte man mit Aufträgen ganz unschuldiger Natur hinaus, Einkäufe u. dgl. zu machen; dann rannte ihm noch Einer nach, weil man nicht an Alles gedacht. Von diesem erhielt er Weisung, zu einigen deutschen Fleischern zu gehen, im Voraus den Fritz zu verkleinern und schlecht zu machen, dann aber heim zu kehren, um mit Fritz eben bei diesen unterrichteten Meistern anzufragen. Der Engländer that, wie ihm geheißen und so liefen denn Nachmittags die Beiden auch bei den deutschen Meistern umsonst herum. Fritz erhielt keine Stelle, wurde vielmehr mit mißtrauischen Blicken betrachtet und mit Verachtung abgewiesen. Nun war sein Muth gänz-

lich gebrochen; die Bande aber hatte um so leichteres Spiel mit ihm, ihn ihren Absichten zugänglich zu machen. Der Engländer hatte das Seinige dazu gethan; jetzt begann der Baas seine Arbeit.

Eines Morgens, als Fritz wieder so recht mißmuthig und niedergeschlagen da saß, redete der Baas ihn also an:

„Du siehst, Metzger, wie alle Andern schon lange Beschäftigung gefunden, Du allein liegst hier noch auf der faulen Haut und lebst von ihrem sauren Schweiße. Das geht aber ferner nicht mehr an. Du mußt den Gedanken, hier in London in Deinem Geschäfte arbeiten zu wollen, gänzlich aufgeben, wenigstens bis auf Weiteres, und etwas Anderes ergreifen!"

„Du hast gut reden," versetzte Fritz. „Aber was soll ich denn machen? Habe ich nicht oft genug angehalten, die Andern möchten mich mit zu ihrer Arbeit nehmen? Bin ich da nicht jedesmal mit dem Bemerken abgewiesen worden, das ginge nicht, sie könnten ganz gut ihre Geschäfte einstweilen noch allein besorgen, jedenfalls sei durch meine Mitwirkung nicht mehr zu verdienen? Was soll ich denn nun ergreifen? Ich kann doch nicht stehlen gehen und betteln — das verlangt doch auch wohl Keiner von Euch? Ich will ja gern jede Arbeit angreifen; aber wo und wie?"

„O, wenn Du gerne etwas verdienen willst, da weiß ich doch noch Rath. Du kennst doch das Geschäft, das des Engländers Vater in unserer Vaterstadt betrieben? Wäre es denn so gar schlimm, wenn Du hier Aehnliches versuchtest? Mancher Deutsche kommt hier an, der mit den Lohndienern, mit den Fremdenführern, die Englisch oder Französisch sprechen, nicht zurecht kommen kann. Da gäbe es doch Arbeit für Dich. Du kennst jetzt schon London so viel, daß Du die Fremden wohl zu allen Merkwürdigkeiten führen kannst. Auch brauchst Du Dich ja nicht zu geniren; es kennt Dich ja außer uns Niemand hier."

Das war nun freilich keine glänzende Aussicht und zudem ein ziemlich großer Abstand von seinem erlernten Geschäfte. Auch hatte Fritz von jeher das Fremdenführeramt für nicht viel ehrenvoller als Betteln gehalten. Indeß, was blieb ihm übrig? Das Liegen auf der Bärenhaut

war ihm längst langweilig vorgekommen; er entschloß sich daher, in den sauren Apfel zu beißen, um wenigstens seine Willfährigkeit zu zeigen. Dabei hoffte er aber, diese neue Art, sein Brod zu erwerben, werde nicht von langer Dauer sein. Er sagte zu dem Baas:

„Warum habt ihr mir nicht schon früher den Rath gegeben? Ist's auch keine noble Beschäftigung und habe ich auch keine besondere Vorliebe dazu, so ist's doch auch gerade keine ehrlose, und hier müssen wir uns nun einmal in Alles schicken. Wer im Vaterlande nicht gut thun will, der muß im fremden Lande Alles angreifen und wäre es auch noch so hart. Freilich hat's mir Keiner an der Wiege vorgesungen, daß ich noch einmal hier in London Lohndiener werden würde. Doch ich wollte es ja nicht besser. Und jetzt gleich will ich schon hinaus und mein Netz auswerfen!"

Mit diesen Worten machte er sich zum Ausgehen bereit und befand sich bald an Ort und Stelle. Gleich den andern Fremdenführern lehnte auch er von heute ab an seiner Ecke in der Gegend der Ankunftsplätze der Fremden und lauerte auf Deutsche. Als er hinausgegangen, rieb sich der Baas vergnügt die Hände. Er hatte nicht gedacht, den Burschen so bereitwillig und so leicht entschlossen zu finden; diese Bereitwilligkeit war ihm schon sichere Bürgschaft für das Gelingen seiner späteren Plane mit ihm. Sich desselben schon jetzt freuend, verließ auch er den Schlupfwinkel, um sein Tagewerk zu beginnen, das in nichts Besserem bestand, als die Taschen der sorglos Dahinwandelnden um ihren werthvollen Inhalt leichter zu machen. In ähnlicher Weise waren die Andern schon lange beschäftigt, und an jedem Abend kehrten sie mit ziemlich bedeutender Beute in ihre Räuberhöhle zurück. Fritz wurde in dem guten Glauben erhalten, daß sie ihr Brod ehrlich verdienten, und wenn er nach der Art ihrer Arbeit fragte, wußte der Eine dies, der Andere das vorzubringen. Die gestohlenen Sachen bargen sie vor ihm mit gewohnter Schlauheit. War er aber abwesend, dann mußte der Hehler kommen und sie feilschten mit ihm um den Preis des Gestohlenen, bis sie von ihm keinen Penny weiter erzwingen konnten. Sie waren also alle mit ein-

ander Spitzbuben, Fritz ausgenommen. Nur standen sie noch auf einer der niedrigsten Stufen des Handwerkes; jedoch bereiteten sie sich schon auf ausgedehntere Thätigkeit in dieser Beziehung vor.

Werner, der Fuchs, mußte spioniren gehen, wo es etwas Ordentliches zu stehlen gab, und dann brach man des Nachts, wenn Fritz schon lange in tiefem Schlummer lag, auf, brach in die Läden, Häuser und Waarenlager ein, die Werner ihnen bezeichnet, und kehrte mit reicher Beute heim, die gewöhnlich in derselben Nacht noch verwerthet wurde. Daß dies nicht immer so leicht und gefahrlos herging, läßt sich leicht denken. Vielmehr war ihnen die Polizei oft genug nahe auf der Ferse; doch ihrer Schlauheit war es bis jetzt noch immer gelungen, ungefährdet zu entkommen.

Fritz war unterdessen Fremdenführer. In den ersten Tagen ging's freilich gar schlecht. Diejenigen der londoner Bevölkerung, die mit ihm gleiches Geschäft betrieben und seit geraumer Zeit betrieben hatten, konnten keinen Vortheil darin finden, daß sich noch ein Anderer zu ihrer ohnehin großen Zahl hinzugesellte, dazu noch nicht einmal ihr Landsmann, und behandelten deßhalb den Metzger in recht brutaler Weise. So wie die ankommenden Fremden festen Boden unter ihren Füßen fühlten, stürmte die Rotte der Führer und Packetträger auch auf sie zu und umschwärmte sie in wirklich zudringlicher Weise. Sie suchten sich dabei Einer dem Andern den Rang abzulaufen, schoben nicht gar zärtlich hier oder da einen aus dem Wege und drängten sich vor, bis dann zuletzt der Fremde sich entschieden und einen aus ihnen auserkoren, sein Führer oder Packetträger zu sein. Während dieser Auserkorene nun stolz neben dem Fremden einherging und mit triumphirender Miene auf die Abgewiesenen herabschaute, blickten diese mit scheelen Augen dem Glücklichen nach und zogen sich endlich mit langen Gesichtern zurück. Hatten diese Concurrenten aber schon oft unter sich die schönsten Händel und suchten einander um den Verdienst zu bringen, wie konnten sie da dulden, daß noch ein neuer Mitbewerber auftrat. So wie sich Fritz einem Fremden nahte, gab es für ihn Rippenstöße von allen Seiten, und obgleich sich

dies der Metzger nicht gerade stillduldend gefallen ließ, sondern auch seine Fäuste brauchte, so mußte er doch der Uebermacht weichen, da Alle auf ihn losgingen. Daher kam es denn, daß er am ersten Tage nur ein kleines, armseliges Packetchen zu tragen bekam, und zwar für einen Herrn, den die Andern, weil er ihnen gar zu unbedeutend schien, nicht in Anspruch genommen. Dem Herrn und Packet gemäß entsprach auch die Vergütung des Dienstes; ein halber Schilling war das Ganze, was Fritz am Abend heimbrachte. Er schämte sich fast, diese Kleinigkeit den Freunden anzubieten; doch diese, die ihm aus guten Gründen nicht von vorne herein die Sache verleiden wollten, zeigten sich äußerst zufrieden, sprachen ihm bei seinen Klagen Muth ein und meinten, die bärbeißigen Collegen würden sich schon mit der Zeit anders benehmen; er solle ihnen nur recht die Zähne weisen. Und wirklich, die Bande hatte Recht. Wenn's auch in den ersten acht Tagen noch immer etwas absetzte, wenn in Folge des Zurückdrängens in der Zeit auch der Verdienst noch schwach blieb, bald gab sich das doch. Man gewöhnte sich allmählig daran, ihn die Fremden mit ansprechen zu sehen, und wenn er auch noch manchen Fluch und manch' bitteres Wort hören mußte, es setzte doch nicht mehr, wie anfangs, Händel und Faustkämpfe ab. Auch mochten die englischen Führer wohl einsehen, daß er doch nur meist auf seine Landsleute spekulirte, mit denen sie ohnehin nicht zum Besten fertig werden konnten, und so ließ man ihn schließlich doch so ziemlich ungeschoren; wenigstens setzte es für ihn nicht mehr ab, als auch für die Andern. Da er nun recht flink und gewandt, sich auch, wie er nur von einem Fremden eine Silbe deutsch hörte, sofort diesem anschloß und durch sein ordentliches Deutsch diesem meist sehr willkommen war, so steigerte sich sein täglicher Gewinn bald in recht erfreulicher Weise und die Gaunerbande hätte mit ihm zufrieden sein können. Fritz selbst fühlte sich wenigstens jetzt ziemlich behaglich in seinem Geschäfte. Dies Herumbummeln, dies Faullenzen an den Ecken der Landungsplätze, dieser Reiz, der in dem sich immer erneuernden Bilde lag, wenn so die Fremden mit Sack und Pack, mit Kisten und Koffer, Herren und Damen und

Kinder ankamen, dies bunte Durcheinander, dies gemüthliche, süße Nichtsthun und dann wieder dies Rennen und Drängen und Wühlen durcheinander, das Alles trug dazu bei, ihm das Leben als Fremdenführer, im Nothfalle auch als Packetträger angenehm erscheinen zu lassen. Ja, selbst Sturm und Regen, Schneegestöber und Hagelschauern konnten es ihm nicht verleiden. Er war schon so halb jeder ernstlichen, dauernden Anstrengung und Beschäftigung entfremdet worden und dem Bummlerleben anheimgefallen. Das Erste, was der Baas und seine Spießgesellen wollten, war erreicht. Man durfte einen Schritt weiter gehen, da man nun nicht mehr zu befürchten brauchte, ihn so leicht das Lohndieneramt aufgeben zu sehen.

Obschon, wie ich oben schon bemerkt, die klingende Münze, die Fritz nach vollbrachtem Tagewerk, wenn man so einen halb mit Nichtsthun zugebrachten Tag nennen darf, nach Hause brachte, nicht unbedeutend war, und die Kosten, die er der Gaunerbande machte, bedeutend überstieg, so zeigte sich diese auf die Dauer doch nichts weniger, als zufrieden damit. Vielmehr fing man jetzt an, zu brummen und zu maulen, so oft der Metzger sein Geld hinzählte, und der Baas scharrte es nicht selten mit geringschätzender Miene ein und meinte, es sei eine Schande, für so ein Lumpengeld den ganzen Tag auf der Lauer zu liegen. Fritz ließ sich anfangs auf Erörterungen ein, erklärte ihnen, wie es komme, daß er nicht mehr verdiene, weil eben nicht mehr zu verdienen sei bei der großen Concurrenz, und erst als die Genossen Mißtrauen gegen ihn aussprachen, indem sie so gelegentlich ein Wort fallen ließen von Zurückhalten des Geldes u. s. w., da sagte ihnen Fritz derb heraus, daß sie sehr unverschämte Menschen seien; er bringe ihnen bis zum letzten Penny, was er verdiene, bringe ihnen weit mehr, als er für sich wieder in Anspruch nehme; wenn sie glaubten, daß mehr zu erringen wäre, so sollen sie ihm Mittel und Wege dazu angeben, er werde gewiß gerne noch mehr thun.

„Nun," meinte der Baas, „ereifere Dich nicht. Da ist der Engländer, der hat dieser Tage mit einem Deiner Collegen, mit dem William draußen, gesprochen und von dem gehört, daß euer Geschäft unter Umständen

weit mehr einbringen kann, als Du bis jetzt herausgeschlagen!"

„O ja," antwortete Fritz, „wenn ich jedem Fremden so unverschämt fordern wollte, wie der!"

„Ei was, das Fordern steht doch bei Dir! Du kannst Deine Dienste so theuer verkaufen, als Du willst. Geht man nicht darauf ein, nun, so thust Du es für weniger; nimmt man aber Deine Forderungen an, was namentlich bei den Deutschen sehr wahrscheinlich ist, da sie nicht anders wissen, als daß hier tüchtig bezahlt werden muß, nun, so kannst Du's doch mit gutem Gewissen einstecken!"

Aehnliche Grundsätze hatten die draußen an den Ecken häufig ausgesprochen, und da nun die Gauner auch noch in dieser Weise redeten und oft derartige Redensarten wiederholten, überhaupt auch das Redlichkeitsgefühl bei Fritz durch den saubern Umgang ziemlich lax geworden, so fand er schon bald keinen Grund mehr, warum er nicht handeln solle, wie die Andern. Er prellte deßhalb die Fremden, wie man zu sagen pflegt, bis auf's Blut; ja, auf das Zureden der Gauner sah er zuletzt sogar nicht viel Schlechtes darin, den Fremden, wo er konnte, mit List von dem Ihrigen abzuhelfen, mit andern Worten Taschendieb, und den Andern also ziemlich gleich zu werden. Freilich hatte das Mühe gekostet, ehe der Baas und die Seinigen den Metzger so weit gebracht; doch was bringt der fortwährende Verkehr mit Schlechten nicht zu Wege, besonders da, wo die Grundsätze nicht gar festen Boden haben, wo an diesem schon einmal gar stark gerüttelt worden, und wo noch dazu an jedem Abend an Fritz herumgezankt, gefoppt und gehöhnt wurde wegen seines engen Gewissens. Bald hatten sie sein Gewissen bedeutend erweitert und Krustky war Gauner, wie sie.

Siebentes Kapitel.

Der Anschlag.

Wenn das Feuer mit einem brennbaren Gegenstande in Berührung kommt, so greift es denselben mit scharfem, glühendem Zahne an und leckt mit seiner heißhungrigen Zunge an demselben herum, bis er in lichter Lohe steht, und wird dem wüthenden Elemente nicht Einhalt gethan, so ruht es nicht eher, bis es sein Opfer gänzlich verzehrt und vernichtet hat. Aehnlich ist's mit einer andern Flamme, mit dem unlautern Feuer der Sünde. Hat die einmal den Weg zum Herzen gefunden, so greift sie mit aller Gewalt um sich, zündet immer weiter und immer ärger, und richtet eine solche Verheerung an, daß zuletzt fast jegliche Spur vom göttlichen Ebenbilde im Menschen verschwindet. Das ist ja das größte Uebel der Sünde, das ist die schrecklichste Eigenschaft derselben, daß sie forterzeugend immer neue Sünden gebiert und diese Söhne und Töchter schlimmer noch sind, als die Mutter, die sie gebar. Hat der Mensch sich einmal in ihre Netze verstrickt, so zieht sie ihre Fäden immer fester an; hat er zu einer Sünde sich verleiten lassen, so ist auch gleich die zweite da, der er, weil schwächer und zum Bösen geneigter geworden, sich weit leichter hingibt, und so kommt er von der einen zur andern, bis er durch und durch verderbt ist. Setzst Du Dich in einer gering scheinenden Sache über die Redlichkeit hinweg, wirst Du im Kleinen ungetreu, so sind's nur wenige Schritte bis zum Diebe, bis zum ausgemachten Spitzbuben. So ging's auch dem Metzger. Aus Leichtsinn hatte er fremdes Gut angegriffen, wenn auch in der Absicht, es bald wieder an Ort und Stelle zu bringen; dann hatte er sich einer Gaunerbande angeschlossen, ein Bummlerleben begonnen, sich zu Erpressungen überreden lassen, und war endlich Taschendieb geworden. Doch hierbei blieb er nicht stehen. Seine Rathgeber drängten ihn weiter vorwärts auf der abschüssigen Bahn zum gänzlichen Ver-

derben. Sie wußten ihn zu größeren Schlechtigkeiten zu bereden und er gab ihnen nach einigen schwachen Weigerungen Gehör.

Wie Werner, der Fuchs, seine Rapporte brachte, wo irgend ein Gebäude zu bestehlen war, so mußte der Metzger ihnen genauen Bericht erstatten über Jeden, dem er den Weg gezeigt, dessen Packete er getragen. Er mußte die Person beschreiben in ihrem ganzen Erscheinen, in Kleidung und sonstiger Ausstattung, mußte seine Vermuthungen aussprechen, ob der Fremde reich sei und wo er sich in London aufhalte, mußte angeben, ob er sich mit ihm unterhalten und was er da aus ihm herausgelockt, kurz, mußte Alles angeben, was er von ihm wußte, um es seinen Genossen möglich zu machen, ihre Schlüsse zu ziehen. Schien es diesen dann der Mühe werth, so wurde ein wachsames Auge auf den Fremden gehalten und er bei der ersten besten Gelegenheit beraubt. Gab er dann nicht gutwillig sein Geld und seine Werthsachen hin, so brauchten die sauberen Gesellen Gewalt, und da war namentlich der Rothe in seinem Element. Ihm kam es nicht darauf an, dem Ueberfallenen einen tüchtigen Hieb oder einen kräftigen Stoß beizubringen. Blieb der Unglückliche in Folge dessen auf dem Kampfplatze liegen, verlor er zugleich mit seinem Eigenthume auch das Leben, was konnten die Räuber dafür? In solchen Fällen lachte der Rothe wohl gar höhnisch auf und sagte: „Man sieht doch, der Mammon macht den Menschen blind. Läßt sich d e r lieber wie ein Thier hinschlachten, als daß er uns seine Armseligkeiten freiwillig einhändigt. Da wäre mir mein Leben doch lieber gewesen.“

Unter solch' schlechten Witzen machten sie sich alsdann aus dem Staube und ließen den Armen auf nächtlich einsamer Straße verröcheln, wenn er nicht schon unter ihren Händen sein Leben ausgehaucht.

Zwar muß ich gestehen, Fritz wußte von diesen Gräuelscenen anfangs nichts, sonst möchte er doch wohl mit seinen Mittheilungen über die, so er geführt, an sich gehalten haben; aber immerhin gab er die erste Veranlassung dazu und seine Schuld wuchs riesengroß an. Wohl hörte er seine Kameraden oft von diesem oder jenem An-

falle erzählen, aber sie führten dann eine so vertrackte Gaunersprache, daß er beim besten Willen nicht klug daraus werden konnte.

Obschon nun der Bande mancher Schatz in die Hände fiel, so bereicherten sie sich doch bei alledem nicht. Wenn irgendwo das Sprüchwort: Wie gewonnen, so zerronnen! seine volle Geltung hat, so ist es bei solchen Creaturen der Fall. In Saus und Braus, in wüsten, wilden Zechgelagen, in Schlemmerei und Liederlichkeit ging das Erbeutete im Nu wieder drauf, und die Tage waren gar nicht selten, wo sie sich fast nur auf des Metzgers Verdienst beschränken mußten; ja, es kamen sogar solche, wo sie am Hungertuche nagen konnten. Desto eifriger wurde aber alsdann spionirt, desto wüthender fielen sie über neue Opfer her, desto abscheulicher war dann das Leben bei neuer Beute.

Dies wilde, wüste Leben machte auch Fritz mit und sank dadurch nur noch tiefer. Bald begleitete er seine Genossen bei ihren nächtlichen Ausflügen und half mit, so gut er konnte, theilte sogar, wenn's nöthig war, Püffe und Hiebe aus; nur vom Blutvergießen mochte er nichts wissen; ja, er machte deßhalb den Andern sogar Vorstellungen, was natürlich nur zu Wege brachte, daß diese gar höhnisch über seine Engherzigkeit lachten.

Du wirst Dich, lieber Leser, gewiß darüber wundern, daß diesen Straßenräubern die Polizei nicht das Handwerk legte; allein Du mußt wissen, daß London überaus reich an derartigem Diebsgesindel ist und die Polizei darum alle Hände voll zu thun hat. Dazu war die Bande bei ihren Gräuelthaten so vorsichtig, daß es bis jetzt unmöglich gewesen, ihrer habhaft zu werden. Es mußte immer einer als Posten auf der Lauer stehen und ein greller Pfiff benachrichtigte die mit Stehlen, Rauben und Mißhandeln Beschäftigten, daß die Luft nicht rein sei, worauf sie sofort nach allen Ecken auseinander stoben. Dabei kannten sie alle Straßen, Gäßchen und Verstecke Londons so genau, daß die Polizei in den meisten Fällen gänzlich ihre Fährte verlor. Nur einige Male hatte sie den Dieben nachgesetzt bis

in ein Gewirre von kothigen Gäßchen hinein; allein hier mußte sie von jedem weiteren Verfolgen abstehen, da es nur zu wahrscheinlich war, daß sie hier nicht wieder lebendig herauskommen würde.

Sogar dann, wenn sie schon einen der Strolche gefaßt, was selbst dem Metzger einmal geschah, wurde ihr ihr Opfer wieder entrissen. Die Andern fielen dann unvermuthet aus einem Hinterhalte über sie her und befreiten den Genossen. Doch der Krug geht so lange zum Brunnen, bis er bricht. Der Dieb trotzt so lange auf seine Einsicht, List, Klugheit und Stärke, bis er schließlich doch der Gerechtigkeit in die Hände fällt. So auch hier. Bevor ich aber davon berichten kann, bin ich genöthigt, den freundlichen Leser zurück zu führen nach Deutschland, zurück zu führen in des Metzgers Vaterstadt, in Schaffrath's Familie.

Man wird sich erinnern, daß Schaffrath, dieser brave Mann, einen Sohn hatte, der eben so alt als Krustky war, Gottlieb mit Namen, den er mit ersterem in seiner Erziehungsweise vollkommen gleich hielt. Nur trat da, wo Schaffrath aus wohlmeinender Absicht seinem Gesellen die Zügel etwas schießen ließ, für Gottlieb ein anderer Umstand ein, der ihn der väterlichen Aufsicht fast ganz entzog. Gottlieb hatte keine Vorliebe für das Geschäft seines Vaters, obschon dieser es gerne gesehen, wenn der Sohn heute oder morgen dasselbe an seiner Statt übernommen und fortgeführt hätte. Allein was war da zu machen? Das Gemüth des Kindes war einmal viel zu weich für diese Beschäftigungen. Er konnte keiner Fliege wehe thun. Nur einmal war er mit dem Vater zum Schlachthause gegangen, aber davongerannt, als der Vater die Axt ergriff, um einem Vieh den tödtlichen Schlag zu versetzen. Ja, der Geruch des warmen Blutes war ihm schon widerlich, und wenn daheim ein Schaf oder Kalb sterben mußte, so durfte man sicher darauf rechnen, Gottlieb umsonst zu irgend einer Handleistung dabei zu rufen oder zu suchen; er hatte sich alsdann immer bei Zeiten aus dem Hause geflüchtet. Trotz dieses gar weichen Gemüthes war der Sohn darum doch ein rüstiger, kräf-

tiger Junge, auch recht klug und lernbegierig. In der Elementarschule hatte er fleißig gelernt, die höhere Schule besuchte er ebenfalls mit Lust und Liebe und nahm immer mehr zu an nützlichen Kenntnissen und Wissenswürdigem. Als er nun zu den Jahren kam, wo er sich entscheiden sollte, welchem Stande er sich widmen wolle, bat er den Vater, ihn zu einem Mechaniker in die Lehre zu thun, wozu dieser auch sogleich bereit war, da er einmal die Ansicht hatte, daß man in allen guten Entschlüssen und Selbstbestimmungen den Kindern keinen Zwang anthun müsse.

Ein braver, christlich frommer Mechaniker war auch bald gefunden, dem Schaffrath seinen Sohn gerne anvertraute, und so kam es, daß Gottlieb der väterlichen Aufsicht größtentheils enthoben wurde. Doch was dem Vater nicht mehr möglich war, den Sohn immer im Auge zu halten und alle seine Schritte zu lenken, das that jetzt mit äußerster Sorgfalt der Meister, und Gottlieb wurde nicht nur ein tüchtiger Arbeiter in seinem Fach, sondern auch von Allen, die mit ihm in Berührung kamen, wegen seines edlen Charakters geschätzt und geliebt. So konnte es denn nicht fehlen, daß der Jüngling, als er seine Lehre bestanden, in einem bedeutend großen Geschäftshause eine recht anständige Anstellung fand und schließlich sogar Geschäftsführer wurde. Als solcher hatte er Alles unter seiner Aufsicht und sein Herr freute sich von Herzen, ihm solch' Vertrauen geschenkt zu haben, denn besser hätte dieser selbst für das Seinige nicht sorgen können, als es der junge Mann that.

Eines Abends nun, als Gottlieb nach geschlossenem Geschäfte zu seinem Herrn in's Wohnzimmer trat, um mit ihm noch manch' Nöthiges zu besprechen, machte dieser ihm den Vorschlag, im Interesse des Hauses eine Reise nach London zu unternehmen, daß er dort sich einestheils in seiner Maschinenkenntniß bereichern könne, anderentheils aber auch, im Falle er die Maschinen vorfände, um die es sich augenblicklich im Geschäfte handelte, sofort an Ort und Stelle Bestellungen zu machen. Das war für Gottlieb ein angenehmer Vorschlag. Schon

lange hatte er den Wunsch gehegt, sich etwas in der Welt umsehen zu können, aber bis vor einigen Augenblicken noch nicht die mindeste Aussicht auf Erfüllung desselben gehabt. Wie angenehm wurde er daher vom Antrage seines Herrn berührt. London, diese große, diese Weltstadt sollte er besuchen, all' diese großartigen Fabriken, Maschinenwerke und Etablissements schauen, in dieses Menschenmeer von drei Millionen, in diesen gewaltigen Verkehr eintauchen und sich einige Zeit ungenirt darin bewegen. Wie klopfte sein Herz bei diesem Gedanken! Mit dankbarer Freude nahm er des Herrn Anerbieten an und diese Freude steigerte sich noch, als er hörte, daß er sogleich Vorkehrungen treffen solle, um so bald wie möglich die Reise antreten zu können.

Nun erst, als von den Vorbereitungen zur Reise die Rede war, fiel dem glücklichen Gottlieb eine Frage schwer auf's Herz, an die er in der ersten freudigen Aufregung nicht gedacht. Wer sollte, wenn er nun auf einige Wochen, wie der Herr meinte, entfernt war, das Geschäft an seiner Statt leiten? Er kannte Niemand, dem er seine Stellvertretung so unbedingt hätte in die Hand geben mögen, und wenn der Herr selbst Jemanden wählte, konnte das nicht eine Persönlichkeit sein, unter deren Wirksamkeit dennoch das Geschäft einbüßte? Freilich traf ihn im letzteren Falle keinerlei Verantwortlichkeit; aber damit gab er sich nicht zufrieden. Jeder Schaden, der seinen Herrn traf, that dem braven jungen Manne so wehe, als ob er ihm selbst gelte; daher seine große Besorgniß.

Sein Herr, der mit Verwunderung bemerkt, wie bald das freudige Aufleuchten auf des Geschäftsführers Gesicht einem trüben Schatten wich, fragte ihn neugierig um die Ursache seines plötzlichen Ernstes und Gottlieb äußerte auch freimüthig seine Bedenken. Aber der Herr erwiderte lächelnd: „Aengstigen Sie sich deßhalb nicht zu sehr. Oder setzen Sie auch in mich das Mißtrauen, daß ich dem Geschäfte schaden werde?“

Freudig überrascht fragte Gottlieb: „Wie, Sie, lieber Herr, wollten sich der Mühe unterziehen, die Leitung des Geschäftes selbst zu führen während meiner

Abwesenheit? An den Fall hatte ich nicht gedacht. Unter den Umständen werde ich ohne Sorgen nach London reisen, denn ich weiß dann hier Alles in den besten Händen!"

Nachdem noch dies und jenes besprochen und überlegt worden, wurde der folgende Tag zu den nöthigen Vorbereitungen und der nächste zum Antritt der Reise festgesetzt. Gottlieb konnte kaum den Morgen erwarten, um dem Vater sein Glück zu verkünden. Eben dämmerte der neue Tag heran, so sah man den Glücklichen auch schon durch die noch so stillen Straßen dem elterlichen Hause zueilen. Schaffrath freute sich nicht minder über die fröhliche Nachricht, die ihm der Sohn brachte, und obschon letzterer mehrere Male behauptete, er sei reichlich von seinem Herrn mit dem nöthigen Reisegelde versehen, würde auch noch aus seinen eigenen Ersparnissen einen Theil mitnehmen, so wollte sich der Vater es doch nicht nehmen lassen, diesem Fonds noch ein kleines Sümmchen hinzu zu fügen.

„Man kann nicht wissen," sagte er, „was für unvorhergesehene Fälle eintreten. Du könntest, was wir nicht hoffen wollen, krank werden im fremden Lande oder ein anderer Unfall könnte Dich treffen, wo Du nothwendig mehr Geld gebrauchtest, als Du jetzt veranschlagt; da müßtest Du erst wieder hierhin berichten und kämest möglicher Weise in die Lage, darben zu müssen, bis von hier aus etwas für Dich anlangte. Darum nimm's nur mit. Du weißt ja, wie gerne ich es Dir gebe. Hast Du es nicht nöthig, desto besser. Alsdann kannst Du uns aus der Weltstadt um so werthvollere Geschenke mitbringen."

„Nun, an Geschenken sollte es ohnehin nicht fehlen; aber wenn Du nicht anders willst, so sei es drum!" sagte Gottlieb, und steckte das Geld ein.

Der Tag verstrich rasch unter den nöthigen Vorkehrungen, und nachdem Gottlieb von seinem Herrn und im elterlichen Hause Abschied genommen, reiste er am folgenden Morgen frisch und wohlgemuth ab. Ohne irgend einen Unfall kam er in London an. Zwar war er der englischen Sprache durchaus kundig; dennoch freute es ihn, als er gleich, so wie er den Fuß an's Land setzte,

einen Fremdenführer fand, der ihn recht geläufig mit deutschen Worten anredete. Die Stimme klang ihm, obgleich etwas belegt und rostig, doch bekannt; er musterte seinen Mann von oben bis unten, hielt in seinem Gedächtnisse eine völlige Rundschau über Alle, mit denen er bisher im Leben zusammen gekommen; doch konnte er sich nicht entsinnen, diesen Fremdenführer früher schon gesehen zu haben. Dieser starke Bart, dieses bleiche Aussehen, diese eingefallenen Wangen, dazu diese Beschäftigung, nein, den Mann kannte er doch nicht, den hatte er früher nie gesehen. Heimlich über seinen ersten Einfall, hier im fremden Lande einen Bekannten finden zu wollen, lächelnd, schritt er mit seinem Fremdenführer durch die Straßen der Riesenstadt, und hier hatten seine Augen und Ohren so viel zu sehen und zu hören, daß dieser erste Gedanke bald entschwunden war.

Ganz anders erging es dem Fremdenführer. Der hatte ebenfalls beim Anblicke des Fremden gestutzt, und beim ersten Worte, das dieser in seiner Muttersprache vorbrachte, sich erinnert, eine ähnliche Stimme in der Vaterstadt, ja im Hause seines ehemaligen Meisters gehört zu haben. Mehrmals hatte er dann verstohlen über die Seite nach dem Fremden hingeblickt und mit Schrecken erkannt, daß dieser Niemand anders, als Gottlieb Schaffrath sein könne. Mit wahrer Angst ging er deßhalb neben diesem dahin und fürchtete jeden Augenblick, derselbe möchte ihn ebenfalls wieder erkannt haben und nun mit ihm über jene Geschichte reden, ihn festnehmen lassen und dem Arme des Gerichtes übergeben. Allerlei Gedanken gingen ihm dabei durch den Kopf. Bald dachte er, es sei vielleicht am Besten, sich ihm sofort zu erkennen zu geben und um Verzeihung und Schonung zu bitten; aber wer bürgte ihm für die Gesinnung seines Jugendgenossen? Dann kam ihm in den Sinn, es möchte wohl am Gerathensten sein, sich heimlicher Weise von seiner Seite wegzustehlen; allein auch das schien ihm bei genauerer Betrachtung nicht sonderlich klug. Konnte ihn nicht eben dies Verfahren, falls Gottlieb es bemerkte, verrathen, wenigstens bei diesem Argwohn erregen und ihn zur Verfolgung reizen? So kam er denn zu keinem rechten Entschlusse und schritt sorgenvoll

neben Schaffrath dahin. Wie froh war er darum, als sie endlich das Hotel erreicht, zu dem Gottlieb gewollte, als dieser ihn dann reichlich belohnte und entließ! Wie eilte er da zu den Seinen zurück, um ihnen von der sonderbaren Begegnung zu erzählen.

Da es spät am Abend war, als er sein schmutziges Quartier erreichte und in seine Behausung trat, so fand er die Bande auch beisammen, die nicht wenig über sein verstörtes Aussehen und seine sichtliche Aufregung wunderte. Allein er ließ ihnen nicht Zeit zum Fragen. Das erste Wort, welches er vorbrachte, war: „Gottlieb, der Sohn, meines frühern Meisters, ist hier. Ich habe ihn selbst durch London und zum Gasthof geführt!“

Das kam ihnen allen nun freilich sehr unerwartet, allein diese Nachricht brachte bei ihnen doch nicht den Aufruhr hervor, wie es beim Metzger die Begegnung gethan. Jedoch verständigten sie sich bald durch ein geheimes Zeichen, von dem Fritz in seiner Aufregung nichts merkte, und stellten sich dann alle wirklich sehr bestürzt.

„Wa—a as,“ sagte der Baas mit affektirtem Schrecken, „Gottlieb ist hier und er hat Dich nicht beim Kragen genommen und in Sicherheit bringen lassen. Soll mich der T— holen, wenn der nicht gerade unsertwegen hierhin gekommen ist! Sicher haben sie drüben so lange gesucht und gekundschaftet, bis sie auf unsere Spur gekommen sind. Sicher hat der saubere Wirth in D. damals unsern Plan belauscht und ist nun unser Verräther geworden. Gottlieb wird hier sein, um uns alle miteinander einziehen zu lassen. Da müssen wir gar sehr auf unserer Hut sein und nöthigen Fall's ihm das Spioniren vertreiben. Was meinst Du dazu Metzger?“

„Daß er nur unsertwegen hierhergekommen ist, denselben Gedanken hatte ich auch, so bald ich ihn erkannte; doch glaube ich nicht, daß er weiß, wer sein Fremdenführer war. Freilich sah ich, wie er beim Tone meiner Stimme verwundert aufhorchte und mich mit prüfenden Blicken maß; aber mein starker Bart, ihr wißt, daß in der Vaterstadt noch kaum die Spur davon vorhanden war, mein verändertes Aussehen und der Umstand, mich hier, als Fremdenführer zu sehen, mögen ihm das Erkennen

unmöglich gemacht haben!" „Das könnte sein," fiel hier Werner, der Fuchs, ein; „doch man kann's nicht wissen!" Möglich ist, daß er Dich doch erkannt und sich nur so gestellt, als ob Du ihm fremd seiest, um Dich sicherer zu fangen. Vielleicht hat jetzt durch ihn schon ein Polizeimann Dein ganzes Signalement in der Tasche und schnuppert nach Dir herum! Vorsicht ist durchaus nöthig und wir alle müßen genau Deinen Mann kennen lernen, um Dich und uns schützen zu können. Wie sah er denn aus? Sollten wir uns auch wohl unnöthiger Weise ängstigen? Sollte er sich wohl selbst da drüben so gut geführt haben, daß er hier eine Zufluchtsstätte sucht? Erschien er Dir nicht zweifelhaft gemäß Aussehen und Anzug?"

Das sagte der Schlaue aber nur, um den Metzger zu veranlassen, sich näher über Gottlieb auszulassen, damit sie darnach ermessen könnten, ab hier nicht zwei Fliegen mit einem Lappen zu schlagen wären, ob sie ihn nicht unschädlich machen, aber zugleich auch berauben könnten. Zwar glaubte der „Fuchs", sowie die andern, nicht so recht daran, daß Gottlieb zu dem Zwecke gekommen, ihre Spur ausfindig zu machen. Das möchte in London ein Stückchen Arbeit sein. Allein so ganz sicher fühlten sie sich denn doch nicht und dachten darum: Besser ist besser! Um sich aber vorsehen und auch noch etwas verdienen zu können, mußten sie von Fritz, die Beschreibung haben; deßhalb hatte Werner nur gefragt.

Der Metzger blieb ihnen den gewünschten Aufschluß um so weniger schuldig, da es ihn trieb, Werner's irrige Voraussetzung zu berichtigen und er auch erkannte, daß zu ihrer Sicherstellung vor Allem nöthig sei, daß sie über Gottliebs Person im Klaren wären. Er versetzte deßhalb;

„Nein, wahrhaftig, der sah nicht aus, als ob er sich hätte flüchten müssen. Der kam heran wie ein Lord. Außer seiner feinen Kleidung verrieth nur auch seine schwere, goldene Uhrkette, woran die jedenfalls sehr werthvolle Uhr befestigt, die ich zu sehen Gelegenheit hatte, so wie ein prachtvoller Siegelring und die mit Gold gespickte Börse, daß er in sehr guten Verhältnissen lebt. Zudem that er in keiner Weise ängstlich und verlegen. Wohl aber fragte er nach den besten Geschäftshäusern

der Stadt, nach den großartigen Maschinenfabriken, und auch die Wahl des Hotels, von dem ich ihm versicherte, daß er dort zwar gut aufgehoben sein würde, aber auch bedeutend werde zahlen müssen, deutet darauf hin, daß er Geld genug haben wird und wahrscheinlich in Geschäftsangelegenheiten hier ist. Möglich, daß er es zugleich auch auf uns abgesehen hat!"

„Wenn wir auch zugeben wollen," sagte darauf der Rothe, „daß er Geschäfte halber hier ist, so ist das Andere doch immerhin auch denkbar und wir müssen uns deßhalb vorsehen. Sollte er mir an einem stillen Orte in die Hände laufen, so möchte ich ihm wohl mit einem sichern Stoß das Spioniren für immer vertreiben!"

„Um Gotteswillen," bat da Fritz, „fügt nicht zu dem Diebstahle, den wir schon seiner Familie angethan, auch noch blutigen Mord. Wir können uns deßhalb doch vor ihm zu hüten suchen und er wird dann wohl bald, wenn er sieht, daß seine Mühen umsonst, wieder abziehen. Aber ich bitte Euch, schont sein Leben, er ist mir immer ein treuer Genosse gewesen!"

„Narr!" sagte der Baas und stieß dabei den Rothen unter dem Tische an, das war ja nur so ein Scherz von unsern tapfern Collegen. Wir haben nicht nöthig, ihm ein Haar zu krümmen. Nur auf unsere Sicherheit müssen wir bedacht sein. Darum schildere ihn uns nun noch etwas genauer!"

Fritz beschrieb ihnen Gottlieb auf's Umständlichste; auch lockten sie ihm den Namen jenes Gasthofes ab, in dem Gottlieb eingekehrt und ließen dann bald darauf das Gespräch fallen, indem sie von Anderm plauderten. Da es für diese Nacht, wie es sich anhörte, weiter keine Arbeit gab, legten sich bald darauf Alle nieder, um auf ihrem ärmlichen Strohlager auszuruhen. Sobald jedoch Fritz durch lautes Schnarchen anzeigte, daß er fest eingeschlafen, richteten sich die andern fünf, die sich vor dem Hinlegen abermals durch ein Zeichen verständigt, vom Lager auf, huschten zusammen und lispelten über einen Plan, wie sie dem Gottlieb an's Leder kommen wollten. Nach vielem Hin- und Herreden setzten sie folgendes fest:

Der Fuchs sollte noch vor Tagesanbruch in der

Nähe jenes Gasthofes Posto fassen und warten, bis Gottlieb denselben verlassen würde. Dann sollte er suchen, sich ihm als Wegweiser aufzudringen und ihn schließlich unversehens in ein abgelegenes Viertel, welches genauer bezeichnet wurde, führen. Dort wollten die Andern ihre Ankunft erwarten, über Schaffrath herfallen, ihn berauben und wenn's nöthig, ihm ein's versetzen, woran er genug habe.

So überlegten die Schlechten und streckten sich dann wieder auf ihr Stroh nieder. Den Metzger hatten sie aus dem Spiele gelassen, weil sie von seiner Einfältigkeit, wie sie es nannten, eine Störung ihres Vorhabens befürchteten.

Achtes Kapitel.

Ein Leben und eine Seele gerettet.

Der neue Tag war angekommen, der Tag, welcher für Gottlieb verhängnißvoll werden sollte. Der Nebel, der fast immer über London hängt, ließ auch an diesem Morgen vom herrlichen Himmelsblau, bei dessen Anblick sich das menschliche Herz so erquickt und erheitert fühlt, nicht die Spur sehen. Gottlieb, der das Fenster seines Zimmers geöffnet, um frische Luft zu schöpfen und einen Blick in der Umgebung seines Gasthofes zu thun, schaute somit in einen grauen, wolkigen Schleier hinein, und wie es denn dem Menschen so oft ergeht, so geschah's auch ihm. Dieser Nebel, der ihm das freundliche Sonnenlicht verhüllte, legte sich auch trübe und traurig in seinen Sinn und sein Herz. Er wurde, ohne daß er eigentlich gewußt, warum, recht wehmüthig gestimmt! es war ihm zu Muthe, als bange ihm vor der Zukunft und doch konnte er nicht mit sich darüber ein's werden, was ihn denn so im voraus ängstige. Wir freilich wissen, daß ihm nichts Gutes bevorstand, und so sollte man meinen, daß

er ein dunkles Vorgefühl von dem gehabt, was da kommen sollte. Man nennt dies im gewöhnlichen Leben Vorahnung und ist darüber schon viel hin- und herdisputirt worden. Diejenigen, die sich so gerne den Schein geben, als ob sie Alles wüßten, als ob Niemand so beherzt sei als sie, ziehen mit vielem Geplauder derartige Vorahnungen in's Lächerliche und bestreiten geradezu die Möglichkeit derselben. Und doch hört man aus dem Munde so viel ehrenhafter Leute, daß sie solche gehabt, daß an der Möglichkeit derselben wohl nicht zu zweifeln ist. Sei es damit aber, wie es wolle, genug, Gottlieb fühlte sich ohne eine ihm bewußte Ursache gedrückt und mißstimmt. Doch mit dem leichten Sinne der Jugend suchte er sich aller trüben Gedanken zu entschlagen, was ihm auch so ziemlich gelang. Nach eingenommenem Frühstücke machte er sich bereit, seine gestern begonnene Rundschau fortzusetzen und wo möglich schon einigen bedeutenden Geschäftshäusern, an die er Empfehlungsbriefe hatte, seine Aufwartung zu machen. Er befragte den Kellner nach einem Fremdenführer und dieser erbot sich sogleich, ihm einen solchen herbei zu holen. Werner, der Fuchs, lag schon lange auf der Lauer. Er hatte sich so anständig, wie möglich gekleidet und verwandte von seinem Posten aus kein Auge vom Gasthofe. Während seines Wartens hatte er auch an die Möglichkeit gedacht, daß Gottlieb sich einen Führer herbeiholen lassen könnte und sich deßhalb schon entschlossen, falls irgend ein Umstand darauf hindeuten sollte, gleich bei der Hand sein zu wollen.

Als er daher den Kellner aus dem Hause treten sah, der schon auf der Schwelle seine Blicke suchend die Straßen auf und ab gleiten ließ, schritt er auf diesen zu und fragte ihn, ob er ihm für heute keine Beschäftigung verschaffen könne; er sei Fremdenführer und kenne die Stadt so genau, wie seine eigene Tasche.

„Dann kommst Du ja wie gerufen, erwiderte dieser, nachdem er sein Gegenüber gemustert und zufrieden gestellt schien. Ich schaute eben nach einem Führer aus. Komm nur gleich mit!"

Der Fuchs hatte Mühe, seine Freude über das Gelingen seines Planes zu unterdrücken und folgte dem

Kellner sofort, der ihn unserm Gottlieb mit einer Empfehlung vorstellte. Gottlieb war froh, sich so schnell bedient zu sehen, überreichte dem Kellner ein Trinkgeld und verließ dann mit Werner das Haus. Auf der Straße angekommen, theilte er seinem Führer mit, wohin er wünsche, geleitet zu sein und so schritten sie dahin.

Da Werner nicht wußte, ob Gottlieb durch Erkundigungen oder Beschreibungen ungefähr mit der Lage der Orte, die dieser zu besuchen wünschte, bekannt sei oder nicht, so fand er es für gerathen, ihn wie ein treuer Führer zu allen Sehenswürdigkeiten zu geleiten. Dabei wußte er so viel zu erzählen, so manche Merkwürdigkeit von Diesem und Jenem aufzutischen, daß Gottlieb sich im Stillen Glück dazu wünschte, gerade diesem Fremdenführer sich anvertraut zu haben.

So war der Morgen bereits vorüber gegangen und Gottlieb äußerte nun den Wunsch, zu dem Geschäftslokale des Herrn B. geführt zu werden.

„Herzlich gerne soll das geschehen, sagte Werner; doch haben wir da noch einen tüchtigen Weg zu machen. Indeß kenne ich London so genau, daß ich so viel abschneiden werde, als nur immer thunlich. Nur müssen Sie es mir alsdann auch nicht ungütig aufnehmen, wenn ich zuweilen die belebtern Straßen verlasse und Sie durch enge Straßen und Gäßchen führe. Der Weg ist freilich nicht sehr angenehm, dafür aber bedeutend näher. Sollten Sie indessen nicht dafür sein, so nehmen wir einen andern;“

„Es kann für mich nur interessant sein, äußerte Gottlieb, London auch von dieser Seite kennen zu lernen; auch seine Gäßchen möchte ich kennen lernen, um so mehr ein ganzes Bild von dieser Riesenstadt zu haben. Auch werden diese Stadttheile wohl nicht eben unsicher sein, zumal, da wir sie am hellen Tage passiren!“

„Unsicher sind sie nicht, aber sehr angenehm ist's dort auch nicht, schon der verdorbenen Luft wegen, die dort meistens herrscht, versetzte der Fuchs, und so dachte ich, — — —

„Ei was, nur keine weitern Bedenken, sagte

Gottlieb. Diese Gassen sind doch auch von Menschen bewohnt, und wo andere Menschen existiren müssen, da werden wir doch auch wohl eben hindurch schlüpfen können, ohne zu ersticken. Nur vorwärts!"

Werner hatte zwar diese Einwendungen gemacht und sich gestellt, als ob er es lieber sähe, daß sie diesen Weg nicht einschlägen; aber es wäre ihm doch sehr ungelegen gekommen, wenn Schaffrath sich gegen diese Gäßchen erklärt. Der Fuchs hatte auch nur darum so gesprochen, um allen Verdacht bei Gottlieb im Voraus zu verscheuchen, der doch wohl bei ihm hätte auftauchen können, wenn Werner ihn unvorbereitet in das verabredete Viertel geführt. Da dies jetzt nicht mehr zu befürchten stand, so schritt er rüstig weiter, um nun auch seine Genossen nicht länger warten zu lassen. Erst als er das besprochene Viertel erreicht, ging er langsamer und suchte durch Schilderung des großen Elendes, indem dessen Bewohner lebten, Gottlieb's Aufmerksamkeit im höchsten Grade zu fesseln, was ihm auch bei Schaffrath's theilnehmendem Herzen äußerst gut gelang. Schon längst hatten die saubern Gesellen in diesem Gewirre von Gäßchen und Schlupfwinkeln auf ihrem Posten geharrt und gehofft; jetzt sahen sie die beiden Langersehnten daherkommen. Der Baas flüsterte dem Schlosser, der ihm zunächst stand, zu: „Sieh einmal, wie gut unser Fuchs seinen Mann zu unterhalten weiß. Aber nun aufgespaßt! So wie ich huste, herausgesprungen!"

Werner und Gottlieb waren eben an dem verfallenen, alten Gemäuer, hinter dem die Bande lag, vorübergeschritten, als der Baas das verabredete Zeichen gab. Im Augenblicke stürzten die fünf Räuber aus ihrem Verstecke hervor, der Schlosser riß mit einem kräftigen Ruck den nichts ahnenden Gottlieb von hinten zu Boden, der Engländer steckte ihm einen Knebel in den Mund, der Rothe hatte schon seine Hände wie mit eisernem Griffe und so schleppten ihn der Baas und der Fuchs von der Gasse, die still und ruhig blieb, als ob nichts geschehen wäre, hinweg hinter jenes alte Gemäuer. Hier legten sie ihn nieder und der Baas kniete ihm auf die Brust und fing an, den Armen, der so arglistiger Weise überfallen worden, zu berauben. Schon hatte er ihm Kette und Uhr

genommen die Busennadel abgerissen und den Inhalt sämmtlicher Taschen in die seinigen gebracht, schon wollte er das Zeichen geben, daß sich nun alle schleunigst davon machen sollten, als ihn der Rothe auf einen kostbaren Siegelring aufmerksam machte, den Gottlieb am Finger trug und der ein Geschenk seines Vaters war, das der Mißhandelte immer sehr hochgeschätzt.

Als der Schlosser den Jüngling zu Boden gerissen, war dieser mit dem Hinterkopfe der Art auf's Pflaster hingeschlagen, daß ihm die Besinnung verging. So hatte er auch von Allem nichts gemerkt, was sie mit ihm angefangen. Als aber jetzt der Baas seinen Arm ergriff, um die Hand zu öffnen, an der sich das Kleinod befand und die Gottlieb beim Hinstürzen unwillkürlich zur Faust geballt hatte, da kehrte dem Unglücklichen die Besinnung wieder. Nicht sobald erkannte er die Absicht seines Räubers, als er auch mit Anstrengung all' seiner Kraft sich den Fäusten des Rothen entriß und mit gewaltigem Stoß den Baas von sich schleuderte. Im nächsten Augenblicke stand er, da dies Zwischenspiel den andern so unverhofft gekommen und sie im Augenblicke etwas verwirrt hatte, auf seinen Beinen und suchte zu entfliehen, denn er hatte sofort überschaut, daß er sonst der Uebermacht unterliegen müsse. Doch kaum gewahrten die Räuber diese Bewegung, als sie auch wieder auf ihn losstürzten. Gottlieb retirirte sich bis gegen die Mauer, um sich wenigstens den Rücken frei zu halten und sich so gut zu vertheidigen, als es gehen würde. Auch war der Knebel seinem Munde entfallen und so schrie er kräftig um Hülfe.

Da trat der Rothe mit blankem Dolche auf ihn zu und brüllte, sich selbst vergessend, in schrecklicher Wuth: „Wenn Du noch einen Laut von Dir gibst, so mache ich Dich kalt!“

Angesichts dieser Gefahr, der Kerl sah gar nicht darnach aus, als ob er nicht Ernst machen würde, schrie Gottlieb nicht mehr; doch gab er sich auch noch nicht so geduldig hin. Als ihm der Baas wieder näher kam, um ihm sein Kleinod, jenen Ring, vom Finger zu streifen, versetzte er diesem einen solchen Schlag mit geballter Faust in's

Gesicht, daß er hinten überschlug und die Erde suchte. Nun aber sprang der Rothe hinzu.

„Weg da," schrie er den andern zu, die ebenfalls über Gottlieb herfallen wollten, „weg da! Der Schuft gehört mir! Er hat sein Leben verwirkt!"

Und damit holte er mit der Hand, die den Dolch führte, ein wenig aus, um seinem Opfer den Todesstoß zu geben.

In demselben Augenblicke aber wurde er von hinten gefaßt und ebenso kräftig zu Boden gerissen, wie dies früher der Schlosser dem armen Schaffrath gethan. Brüllend, wie ein Vieh, stürzte er hin und sah sich mit seinen wildrollenden, von Blut unterlaufenen Augen nach diesem Feinde um. Auch der Baas, der sich inzwischen wieder aufgerichtet sowie die andern drei, Schlosser, Fuchs und Schienbein, sahen nach diesem hin und trauten fast ihren Blicken nicht, als sie in dem, der den Rothen angefallen, den Metzger erkannten.

Schon wollten sie insgesammt über ihn herstürtzen und ihn zuerst dem sichern Verderben weihen, als der ihnen aus vollem Halse zurief: „Um Gotteswillen flüchtet Euch! Die Polizei ist schon am Eingange der Gasse und wird im nächsten Augenblicke hier sein. Fort, fort, oder es ist Alles verloren!"

Der Baas, der sich augenblicklich der Aeußerungen des Metzgers vom vergangenen Abend erinnerte, traute dem Warnungsrufe nicht recht. Um aber für alle Fälle Gewißheit zu haben, kletterte er wie eine Katze an den Gemäuer hinauf und schaute durch eine Spalte desselben in die Gasse hinein. Wirklich, der Fritz hatte wahrgesprochen. Da kommen gegen zehn Polizisten in eiligem Schritt daher.

„Fort, fort, sie sind schon beinahe hier! rief er mit gedämpfter Stimme den andern zu, und bestürzt, wie sie waren, suchten sie sich eiligst zu entfernen. Doch es war zu spät. Sie wurden trotz alles Sträubens und Wehrens verhaftet, geknebelt und weggeführt.

Gottlieb hatte da gestanden und voller Verwunderung dem ganzen Treiben zugeschaut. Er kam erst recht wieder zu sich selbst, als er sah, daß man auch seinen Erretter, den Fritz, mitfortführen wollte, natürlich, wie die Polizisten sagten, als mit verdächtig. Das aber

wollte Gottlieb nicht zugeben. Er leistete Bürgschaft für ihn, nannte sein Hotel und kehrte mit Fritz, in dem er seinen Führer vom vorigen Tage erkannt, in den Gasthof zurück. Zwar hatte Gottlieb seinen Erretter ersucht, ihn zu begleiten, weil er sich sonst wohl nicht wieder zurecht finden würde; allein es war auch noch ein anderer Grund vorherrschend, den wir sogleich erfahren werden.

Wie aber war es gekommen, daß Fritz der Lebensretter Gottlieb's werden konnte?

Wie im vorigen Kapitel erzählt worden, hatte der Rothe durch seine Bemerkung den Metzger darauf aufmerksam gemacht, daß sie es nicht gar gewissenhaft mit einer Mißhandlung Gottlieb's, ja sogar mit der Ermordung desselben nehmen würden. Auch hatte Fritz sehr gut bemerkt, wie der Baas den Rothen anstieß und darauf eine andere Sprache führte, und so schloß Krustky ganz richtig: sie wollen Dich beruhigen und haben doch gar Schlimmes im Sinne. Du mußt vorsichtig sein! List für List! Und so hatte er an jenem Abende nur so kräftig geschnarcht, um die andern glauben zu machen, er schlafe recht fest; doch waren seine Ohren nie so thätig gewesen, auch das leiseste Geflüster zu vernehmen. So war es gekommen, daß er ihren ganzen Plan wußte. Um sich nichts merken zu lassen, war er am Morgen, wie immer, hinausgegangen und hatte sich nach seinem gewöhnlichen Standorte verfügt. Jedoch blieb er hier nicht stehen, um Fremde zu erwarten, sondern er begab sich von da zu jenem Viertel, wo auch die andern sich einfinden wollten. Seine Absicht ging indessen nicht dahin, diesen zu helfen, sondern im äußersten Falle Gottlieb zu schützen. Gerne hätte er zwar auch die Beraubung Schaffrath's verhindert, allein so schroff konnte er doch nicht gegen seine Genossen auftreten, ohne ihren Argwohn zu erregen. Auch waren seine Begriffe von Redlichkeit schon so sehr gesunken, daß er eine derartige Beraubung nicht eben hoch anschlug. Desto gewissenhafter wollte er aber darauf achten, daß sein Jugendfreund nicht mißhandelt würde. Wie aber sollte er helfen, und hindern, wenn seine Spießgesellen doch zu Mißhandlungen übergingen? Was sollte und konnte ein Einzelner gegen ihrer sechse ausrichten? Auch wollte er sich ihnen nicht

so offen in den Weg werfen. Er hatte hin- und hergesonnen, wie er den Freund retten möge; da kam ihm, wie er meinte, ein glücklicher Einfall.

„Gehen sie zu Thätlichkeiten gegen Gottlieb über, so wirst du sie am Besten von ihrem Thun abbringen können, wenn du ihnen die Polizei auf den Hals schickst. Vor der müssen sie doch ausreißen!" So dachte Fritz bei sich selbst. Dann aber tauchte ein anderer Gedanke in seinem Geiste auf! „Aber wie, dachte er, wirst du da nicht zum Verräther an deinen Genossen? Sind sie auch noch so schlecht, haben sie es auch tausendfach verdient, daß sie dem Gerichte anheim fallen, darfst du, ihr Vertrauter, sie darum verrathen?"

Dieser Gedanke hatte dem Metzger viel zu schaffen gemacht. Er wußte nicht, daß man solchen Menschen gegenüber nicht schweigen darf. Das Böse soll offenbar werden, damit die Uebelthäter bestraft und durch die Strafe gebessert werden. Das ist nicht Verrath, das ist eine Wohlthat, die man solchen Strolchen und auch der menschlichen Gesellschaft erweiset. Verrath war es, als Werner ihn unter dem Trugbilde eines guten Handels zu seinem ersten unehrlichen Schritte verführte; Verrath war es, als die Bande ihn unter Vorspiegelung eines ehrlichen Broderwerbes verlockte, mit nach England zu ziehen; Verrath war all' ihr Thun gegen ihn gewesen. Freilich gab ihm das kein Recht, auch gegen sie den Verräther zu spielen, denn das Unrecht, was mein Nächster mir zugefügt, kann mir niemals das Recht geben, nun auch gegen ihn unrecht zu handeln. Allein, wie schon oben gesagt worden, das, was Krustky thun wollte, war kein Verrath, war vielmehr eine gute That und er hätte also nicht nöthig gehabt sich darüber so viel Kopfbrechens zu machen. Es war eben nur falsches Ehrgefühl, daß ihn so beunruhigte; freilich auch noch immer ein Beweis dafür, daß er noch nicht ganz verdorben, nur irregeleitet war.

Fritz wurde aber doch schließlich mit sich einig. „Wenn ich ihnen auch die Polizei auf den Hals bringe, so ist damit noch nicht gesagt, daß sie derselben nun auch schon in die Hände fallen müssen; vielmehr steht zu erwarten, daß sie sich, wie bisheran immer, vor derselben

zu retten wissen werden, zumal, wenn ich ihnen zeitig genug deren Ankunft melde und das will ich!" So hatte der Metzger überlegt, so lag er in seinem Versteck in der Nähe des alten Gemäuers, so hatte er dem Ueberfalle zugeschaut und schon gehofft, es werde alles bei einer Beraubung bleiben, als sich plötzlich Gottlieb zur Wehre setzte und Alles den Anschein nahm, daß die Sache nicht so glimpflich ablaufen werde. Da war Fritz im schnellsten Trabe zur Polizei gelaufen, die er glücklicher Weise bald fand, hatte mit fliegenden Worten die Gefahr geschildert, in der Gottlieb schwebte und so die Diener des Gesetzes veranlaßt, daß sie schleunigst mit ihm zogen. Als sie das Gäßchen erreicht und er ihnen den Schauplatz gezeigt, war er voraus gelaufen und noch rechtzeitig angekommen, um den Stoß, vielleicht den Todesstoß des Rothen verhindern und seine Genossen warnen zu können. Daß diese Warnung zu spät kam, war nicht sein Wille gewesen. Das hatte Gott so gewollt.

Indeß also die Polizei jene Vagabunden in sichern Gewahrsam brachte, wanderten die Beiden, Gottlieb und Fritz, dem Hotel zu. Gerne hätte sich Letzterer von Schaffrath's Seite weggestohlen, denn er fürchtete sich sowohl vor einer Entdeckung, als auch vor der Polizei, die ihn sicherlich auch festnehmen würde, wenn beim Verhöre seiner Genossen diese ihn, als zu ihrer Bande gehörig, bezeichnen sollten, und daß sie dies thun würden, daran zweifelte Fritz, der ihre Schlechtigkeit kannte, keinen Augenblick. Allein wenn er dann in das bleiche Gesicht Gottlieb's schaute, wenn er sah, wie dieser kaum fort konnte und sich vor Abmattung auf ihn stützte, dann konnte er's wieder nicht über's Herz bringen, ihn zu verlassen.

So kamen sie beim Gasthofe an und Krustky wollte sich entfernen. Doch Gottlieb bat so innig, er möge ihn doch auf sein Zimmer begleiten, er habe ihm noch so Wichtiges zu sagen, daß Fritz nicht umhin konnte, mit ihm einzutreten.

Zunächst wurde der Kellner ausgeschickt, einen Arzt zu holen, da Schaffrath sich sehr elend fühlte, wahrscheinlich in Folge seines Sturzes auf's Pflaster. Der Arzt kam auch bald, untersuchte seinen Patienten,

verordnete kalte Umschläge und versicherte, es würden keine weitern Folgen eintreten und Gottlieb schon morgen wieder vollkommen hergestellt sein. Fritz mußte nun auf Ersuchen Schaffrath's dessen Krankenwärter werden, was er auch mit der größten Bereitwilligkeit, ja mit wahrer Freude that. Als der furchtbare Kopfschmerz des Kranken etwas nachließ, kam der Augenblick, vor dem sich Fritz so sehr gefürchtet, der Augenblick, wo Gottlieb sein Befragen anfing. Zunächst mußte er ihm bestätigen, daß er sich in ihm nicht getäuscht, sondern daß er wirklich sein Führer vom vorigen Tage sei. Dann aber kam für Krustky die peinliche Frage, wie es gekommen, daß gerade er in jenem höchstgefährlichen Augenblicke und in dem verlassenen Viertel als sein Retter erschienen.

Leicht hätte hier Krustky sich mit einer einfachen Lüge durchhelfen können, zumal er bis jetzt ein Leben geführt, das ihm das Lügen eben nicht schwer machen konnte. Allein zweierlei hielt ihn doch davon zurück. Erstens dachte er, daß das Lügen hier doch nicht viel helfen könne, da sich bei der gerichtlichen Untersuchung doch bald die Wahrheit klar herausstellen werde und zum andern konnte er's auch wirklich nicht über's Herz bringen seinem Jugendgenossen Unwahrheiten in's Gesicht zu schleudern. Einem Andern gegenüber hätte er sich hieraus vielleicht kein Gewissen gemacht, Gottlieb gegenüber vermochte er's nicht. Vielmehr drängte es ihn gar sehr, ihm ganz und ohne Rückhalt nun auch Alles zu entdecken.

Allein obschon es nur kurzer Zeit bedurft hatte, in Fritz diesen Entschluß zur Reife zu bringen, so hatte Gottlieb doch schon geahnt, daß irgend etwas ihm die Beantwortung der gestellten Frage schwer machte und er sagte deßhalb in herzigem, zutraulichen Tone:

„Wenn Ihnen die Antwort schmerzlich ist, dann will ich herzlich gerne darauf verzichten. Eigentlich muß es mir auch genügen, zu wissen, daß Sie mein Lebensretter geworden sind!“

Und Fritzens Hand ergreifend, drückte er diese warm und fest, zog ihn trotz alles Sträubens zu sich und küßte ihn so zärtlich, wie nur ein Bruder den Bru-

der herzen und küssen kann. „Dank tausend Dank Ihnen, der Sie so uneigennützig unbereitwillig mir in jenem Augenblicke beisprangen, wo mein Leben nur noch an einem dünnen Faden zu hängen schien. Tausend Dank! Wollte Gott, es böte sich mir eine Gelegenheit dar, mich Ihnen wenigstens in etwas dankbar bezeigen zu können!" Und wieder herzte und küßte er ihn.

Krustky liefen die heißen Thränen die Wangen herab und mit heftig zitternder Stimme stotterte er schluchzend die Worte hervor:

„Gottlieb, Gottlieb, ich verdiene Deine Zärtlichkeit nicht! Verschwende Deinen Dank nicht an einen Unwürdigen. Stoße mich von Dir und denke, Du habest mich niemals gesehen!" Und noch lauter schluchzend, wand er sich los, sank auf einen Stuhl und verhüllte sein Gesicht mit beiden Händen.

Was war das? Dieser fremde Mann, dieser Fremdenführer in London kannte ihn, den Schaffrath, sogar mit Vornamen; redete ihn mit Du an und sprach so sonderbares Zeug? Gottlieb wußte nicht, wie ihm war. Der Ton dieser Stimme, der ihm schon bei seinem ersten Zusammentreffen mit diesem Manne so bekannt geklungen, kam ihm nun noch weit bekannter vor; aber er klang ihm aus ferner Zeit, aus den Jugendjahren, aus der Vaterstadt, ja, aus dem Vaterhause entgegen. Richtig, das war Krustky's Stimme! Aber wie konnte der vor ihm Sitzende Krustky sein? Der hier in London Fremdenführer, der vor Jahren in der Heimath in den Fluthen des Rheines seinen Tod gefunden? Diese Gedanken fuhren unserm Gottlieb mit Blitzesschnelle durch den Sinn und, aufspringend, pflanzte er sich vor Fritz hin, zog ihm die Hände von den Augen, schaute in dessen thränenschweren Blick und sagte:

„Ist's ein eitles Trugbild, das mich neckt und täuscht oder hat der Tod seine Beute wiedergegeben? Bist Du es Fritz?"

„Leider bin ich der Unglückliche, der es nicht wagen darf, irgend einem von Deiner Familie jemals wieder unter die Augen zu treten, der auch nicht die Kühnheit gehabt, sich Dir wieder zu nahen, wenn Du selbst nicht

so fest darauf bestanden. Aber nun, lieber Gottlieb, beschwöre ich Dich, laß mich gehen, laß mich im Frieden von hinnen ziehen. Oder bist Du wirklich gekommen, mich wegen jenes Diebstahles festnehmen zu lassen?"

Gottlieb fiel dem Zerknirschten nun abermals um den Hals, küßte ihn noch inniger, denn zuvor und sprach: „Nein gewiß nicht lieber Fritz! Nicht um Deinetwillen bin ich hieher gekommen. Ein solcher Gedanke konnte einestheils gar nicht bei uns aufkommen, da wir Dich ertrunken glaubten; andertheils würde aber auch weder der Vater, noch einer von uns zu solch' einem Schritte gerathen haben, wenn wir Dich am Leben gewußt. Freilich ist damals nach Dir gesucht worden, aber weniger auf Veranlassung meines Vaters, als vielmehr auf Verlangen Deiner Familie, die hoffte, Dich unschuldig zu finden. Wäre ich aber auch wirklich mit dem Vorsatze gekommen, Dich aufzuspüren und den Händen der Gerechtigkeit zu überliefern, ich müßte ja der undankbarste Mensch von der Welt sein, wenn ich auch jetzt noch auf meinem Vorhaben bestehen wollte, nachdem Du mir einen solchen Dienst erwiesen. Nein, lieber Fritz, beruhige Dich deßhalb nur ganz. Hast Du ehemals an uns Unrecht gethan, so hast Du das in glänzender Weise wieder gut gemacht. Darum weigere Dich nicht länger; komm an das Herz Deines Jugendgenossen, der Dir von dieser Stunde an der treueste Freund sein wird!"

Allein Fritz wehrte sich dagegen auf's Entschiedenste, indem er mit traurigem Tone also sprach: „Ach Gottlieb! Zwischen uns kann niemals ein Freundschaftsbündniß Statt finden; ich bin dessen nicht werth! Denn wisse, ich habe mich nicht nur gegen Euch versündigt; ich bin, seitdem ich die Heimath verlassen, immer tiefer und tiefer gesunken, ich bin der Genosse von jenen Verworfenen, die Dich heute angefallen; ja ich trage sogar indirekt die Schuld daran, denn durch mich wurden sie Deine Ankunft gewahr!"

Und nun erzählte Fritz seinem Jugendfreunde Alles, was ihm begegnet und was er getrieben, von dem Augenblicke an, wo ihm in der Heimath zuerst jener Werner erschienen, bis zu dem Ueberfalle Gottlieb's. Mit der größten Spannung hörte ihm Schaffrath zu und als er

unter vielem Seufzen und reichlichen Thränen der Reue geendet, sagte Gottlieb:

„Freilich hast Du da schwer gesündigt wider Gott und wider die menschliche Gesellschaft; aber doch trifft Dich die Schuld weniger, als Deine Verführer. Darum Muth gefaßt und nicht verzweifelt. Es ist ja augenscheinlich ein Gnadenblick Gottes für Dich gewesen, daß er mich hierhin geführt und Dir Gelegenheit gegeben, einen Theil Deiner Schuld durch meine Rettung abzutragen. Laß Dir das ein Beweis sein, daß Gott Dir auch alles andere vergeben will, wenn Du nur in wahrer Reue zu ihm zurückkehrest und von nun an ein besseres Leben beginnst. Und daß Du dieses könnest, dafür laß mich sorgen. Du sollst mit mir zur Heimath zurükkehren und dort, wo man von Deinem hiesigen Leben nichts weiß, wo auch von mir niemals eine menschliche Seele etwas von dem erfahren soll, was Du mir jetzt anvertraut, dort will ich Dich unterstützen und Dir kräftig mit Rath und That zur Seite stehen, daß Du wieder ein würdiges Mitglied der menschlichen Gesellschaft, ein liebes Kind Gottes werdest. Aber nun auch keine Scheu mehr. Komm an mein Herz und söhne Dich gleichsam in mir wieder mit der ganzen Menschheit aus!"

Da konnte Fritz nicht länger widerstehen. Wie lange war es her, daß er nicht mehr mit braven, redlichen Menschen verkehrt, wie lange, daß er nicht mehr Worte der Liebe und der Freundschaft gehört. Nun wurden sie ihm so unverhoffter Weise im reichlichsten Maße zu Theil. Wie erwärmten und beglückten sie sein Herz! Wie durchschauerten und durchbebten sie seine zagende Seele! Mit seliger Freude sank er Gottlieb an's Herz und weinte und schluchzte vor Rührung, Reue und Wonne wie ein Kind.

Neuntes und letztes Kapitel.

Der Meister.

In treuer Freundschaft und reiner, wahrer Freude verbrachte Fritz nun bei seinem Freunde Gottlieb ein paar glückliche, sonnige Tage. O, wie thaten ihm diese so wohl! Was war das doch ein anderes Leben, als das da draußen bei jenen Strolchen, deren ganzes Sinnen und Trachten nur darauf ausging, Andern zu schaden. Und wie sehr freute er sich, als Gottlieb wieder vollständig genesen war und sie nun miteinander durch Londons Straßen schlendern konnten. Gottlieb war zwar an jenem Tage seiner Börse beraubt worden, aber darum doch nicht ohne Geld. Als ob's ihm geahnt, hatte er den größten Theil jener Summe, die er von seinem Herrn und dem Vater erhalten, im Gasthofe zurück gelassen, wodurch er sich trotz der Beraubung noch im Stande sah, seine Bedürfnisse befriedigen zukönnen. Doch betrachtete er jetzt dies Geld nicht mehr ausschließlich als das seinige. Fritz habe, so sagte er, ein volles Anrecht darauf und von diesem Grundsatze geleitet, sorgte er denn auch für diesen in der liebevollsten Weise. Schon gleich nachdem sie ihr Freundschaftsbündniß auf Leben und Tod geschlossen, bei welcher Gelegenheit Gottlieb sogar sein theuerstes Kleinod, seinen Siegelring Krustky an den Finger gesteckt zum ewigen Andenken an diese Stunde, — ließ Schaffrath den Wiedergefundenen vom Kopfe bis zu den Füßen auf's Schönste neu kleiden, so daß dieser nun, als er auch seinem Barte einen anständigen, feinen Schnitt hatte geben lassen, ein vollkommener Herr war, dem Niemand das frühere Vagabundenleben ansehen konnte.

Und so, als ein Paar feine Herren, spazirten die Beiden Arm in Arm durch London, besuchten alle Merkwürdigkeiten, Fabriken und Maschinen und thaten sich nebenbei auch recht gütlich. Fritz war ganz berauscht vor Freude bei diesem herrlichen Leben. Doch ach! bald zogen Gewitterwolken, die mit Sturm und Blitz drohten, an seinem lächelnden Himmel auf. Die Polizei hatte nach Krustky verlangt und er mußte gehorchen und folgen.

„Was soll nun aus mir werden? fragte er kleinlaut und äußerst niedergeschlagen seinen Freund. Man wird mich mit den andern einstecken und dann, Ade du schönes freies Leben! Hinter düstern Mauern, bei harter Arbeit und reichlichen Mißhandlungen werde ich mich nur um so unglücklicher fühlen, weil ich wieder gute Tage verkostet habe!"

Gottlieb aber beruhigte ihn, indem er sagte: „Du stellest Dir das alles zu düster vor und wofür hättest Du denn auch einen Freund an mir gefunden, wenn ich Dich jetzt gleich schon, in dem Augenblicke, wo meine Freundschaft Dir vielleicht dienlich sein kann, hülflos verlassen sollte? Sei nur guten Muthes und komm! Ich gehe mit Dir zur Polizei, zu den Vertretern des Rechtes und hoffe, Dir kein schlechter Advokat zu sein!"

Durch dieses unverhoffte Anerbieten erleichterte sich in etwas Krustky's Herz und mit einiger Hoffnung verfügte er sich an Ort und Stelle, von Gottlieb begleitet. Getreu der Wahrheit gab er auf alle an ihn gerichteten Fragen den vollständigsten Bescheid, ohne sich im Geringsten besser machen zu wollen, als er gewesen. Den Richter freute dies treue Eingestehen, indeß konnte dies Fritz nicht retten. Der Richter gab vielmehr Befehl, Krustky festzunehmen, damit er mit seinen bisherigen Spießgesellen verurtheilt und bestraft werden könne. Tief schmetterte den Armen der Ausspruch des Richters nieder, aber da trat Gottlieb vor und erzählte dem Richter von den schlauen Verführern Krustky's, die dem unerfahrenen Jüngling Schritt für Schritt immer mehr zum Bösen gelockt und mit Verderben umstrickt, erzählte von der edlen That, durch welche Fritz ihn gerettet, obschon er denken mußte, sich selbst dadurch der Polizei in die Hände zu liefern, erzählte von den vielen Reuethränen, die der Unglückliche schon vergossen und bat schließlich, dem Freunde doch wenigstens so lange seine Freiheit zu lassen, bis das Gericht weiter über ihn erkannte; er wolle ferner Bürge für ihn sein.

Solch' warmer Fürsprache konnte der Richter sich nicht verschließen. Er ließ Krustky frei und versprach auch noch auf Gottlieb's Ersuchen, dafür zu sorgen, daß der Prozeß beschleunigt werde. Und der Richter hielt Wort. In der kürzesten Frist, die ihm möglich war,

kam der Prozeß auf die Rolle. Gottlieb that alles für den Freund, was in seinen Kräften stand. Er verfaßte zunächst eine Denkschrift, in der er Krustky's Leben im besten Lichte darstellte, so viel er dies der Wahrheit gemäß konnte und reichte diese dem Gerichtshofe ein, er bestellte und bezahlte einen der besten Advokaten Londons, und hatte durch diese Bemühungen die große Freude, daß ihm Fritz nach den Gerichtsverhandlungen in die Arme fiel und überglücklich ausrief: „Gottlieb, theurer Gottlieb! Ich bin frei! Nur eine kleine Geldsumme ist zu erlegen, die Du sicher für mich entrichten wirst, die ich Dir aber mit Zinsen in der Heimath wieder erstatten will. O Gottlieb, wie danke ich Dir für all' Deine edlen Bemühungen!"

„Sprich nicht weiter davon. Ich habe nur einen kleinen Theil meiner Schuld gegen Dich abgetragen. Das Geld werde ich sofort für Dich entrichten und von Wiedergeben darfst Du nie wieder ein Wort reden. Laß mir die Freude und das Bewußtsein, etwas für Dich gethan zu haben, für Dich, der mir doch unendlich mehr gethan, der mir das Leben gerettet hat!" —

Wie war es denn aber den Spießgesellen des Freigesprochenen ergangen? Waren sie auch freigesprochen worden? Jawohl, auch sie waren freigesprochen worden, aber in anderer Weise, als Fritz. Sie waren für eine lange Zeit freigesprochen worden von ihrem verbrecherischen Leben, das heißt: Sie wurden zwischen Schloß und Riegel wohlverwahrt, daß sie nicht ferner der Menschheit durch ihr sauberes Leben gefährlich würden. Sie erhielten, was sie verdienten, und da wir hier von ihnen scheiden müssen, so wollen wir ihnen schließlich noch gute Besserung wünschen, denn auch der schlechteste Mensch, dessen Sünden und Verbrechen wir verachten und verabscheuen, verdient doch unser Mitleid, und der ächte Christ wünscht auch ihm noch alles Gute, also gewiß eine wahre, aufrichtige Besserung. Ob unser Wunsch in Erfüllung gehen wird, wissen wir nicht, hoffen es aber.

Kehren wir indessen zu unsern Freunden zurück, sonst treffen wir sie nicht mehr in London; denn sie machen jetzt alles Ernstes Anstalten, recht bald die Stadt und das Land zu verlassen, um nach der Heimath zu steuern.

Gottlieb hatte alle nöthigen Geschäfte in London abgemacht, hatte auch reichlich Geschenke eingekauft, eingepackt war auch, und das nächste Schiff, das nach dem Festlande ging, sollte sie mitnehmen. Dieser glückliche Tag erschien auch bald. Beide sagten dem Lande, in dem sie so Sonderbares erlebt, von Herzen Lebewohl und ließen sich von dem trefflichen Schiffe, das mächtig die Wogen des Meeres durchschnitt, nach dem Festlande tragen. Gott gab ihrer Reise seinen Segen und so landeten sie ungefährdet nach wenigen Tagen, und kamen glücklich in der Heimath an.

Schon auf dem Schiffe hatten Beide überlegt, wie sie es anfangen wollten, um daheim wieder Alles in's Reine zu bringen. Gottlieb hatte gemeint, Fritz solle nur direkt mit in's väterliche Haus gehen, er werde sicher eine günstige Aufnahme finden. Krustky war aber dazu nicht zu bewegen. Erst sollte Gottlieb sondiren, wie man daheim gegen ihn gesinnt sei. Falle das Resultat nicht günstig für ihn aus, so wolle er sich in einer andern Stadt niederlassen; im andern Falle sei es dann noch immer frühe genug, heimzukehren. Jedoch wurde man schließlich über einen ganz andern Plan einig.

Die Familie Schaffrath saß an einem schönen Sonntagnachmittage beisammen im Wohnzimmer und verzehrte unter munterem Geplauder ihren Kaffee. Dabei wurde besonders viel an den abwesenden Gottlieb gedacht und von ihm geredet. Der alte Schaffrath meinte, er würde jetzt doch bald genug in London gesehen haben und wohl erster Tage heimkehren. Wenigstens lasse sein letztes Schreiben dies vermuthen. Auch drückte der Vater seine Freude darüber aus, daß den braven Sohn bis jetzt kein Unfall getroffen. Gottlieb hatte nämlich von jenem Ueberfalle kein Wort nach Hause gemeldet, um die Seinigen nicht unnöthiger Weise zu ängstigen, zumal, da er wußte, wie sehr eine solche Nachricht die gute Mutter angreifen und beunruhigen, wie die sich dann bis zu seiner Rückkehr alle möglichen trüben Gedanken und Sorgen machen würde. Gottlieb hatte ebenso wenig etwas von seinem Zusammentreffen mit Fritz geschrieben, so daß die Seinen von all' diesem nichts wußten. Wie sie nun so

miteinander plaudern und des Sohnes gedenken, schaut die Mutter zufällig durch das kleine Fensterlein, welches den Blick in's Vorhaus gestattete, und sah einen feingekleideten Herrn eintreten, der nach der Schelle griff und klingelte, um den Hausvater von seinem Eintritte zu unterrichten. Die Mutter theilte dem Vater mit, was sie gesehen; dieser schob das kleine schwarze Sammtkäppchen auf dem silberweißen Haar zurecht und ging hinaus, den Fremden um sein Anliegen zu befragen. Das wollte aber für den Anfang nicht viel nutzen, denn der Herr war wirklich ein Fremder, ein Engländer, wie seine Sprache verrieth, und Schaffrath konnte ihn nicht verstehen. Der Engländer hatte nicht sobald bemerkt, daß der alte Mann ihn nicht verstand, als er auch sogleich anfing, in ziemlich gutem Deutsch sein Verlangen kund zu geben, dem Meister Schaffrath im Kreise seiner Familie einige Mittheilungen machen zu können.

Schaffrath, erfreut, ihn nun verstehen zu können, führte ihn neugierig in's Wohnzimmer, wo sich sofort Alle erhoben, ihn zu grüßen, bot ihm einen Stuhl an und bat ihn, seine Mittheilungen gütigst beginnen zu wollen. Der Engländer kam dem Gesuche nach und hub folgendermaßen an:

„Ich bin doch im rechten Hause? Ich befinde mich ja hier in Mitte der werthen Familie Schaffrath, die zur Zeit einen Sohn in England hat?"

Ja, ja," antwortete der Vater hastig, der jetzt zu merken schien, daß dieser Besuch mit seinem abwesenden Sohne in irgend einer Beziehung stehe, und auch die Mutter hing mit ängstlich fragenden Blicken an den Lippen des Fremden; es schien ihr nichts Gutes zu bedeuten, daßeben jetzt, wo sie den Sohn erwarteten, statt seiner ein Fremder kam.

„Nun denn," fuhr der Fremde fort, „dieser Ihr Sohn sendet mich her, um Sie von einem kleinen Unfalle zu benachrichtigen, der ihn in London betroffen!"

Der Vater rückte unruhig auf seinem Stuhle hin und her; die Mutter aber seufzte tief auf.

Der Fremde fuhr fort: „Sie werden vielleicht schon davon gehört haben, daß sich in London allerlei verdächtiges Gesindel aufhält. Als nun Ihr Sohn eines Tages ein bedeutendes Geschäftshaus besuchen wollte und

sich zu dem Zwecke einen Führer genommen, der sich freilich dem Kellner des Gasthofes, in dem Ihr Herr Sohn logirte, gleichsam aufgedrungen, was aber anfangs keinen Verdacht erregte, führte dieser Kerl, der Genosse einer kleinen Bande Gauner und Spitzbuben, Ihren Sohn unter mancherlei falschen Gründen in ein elendes Viertel, wo jene Bande verabredetermaßen im Hinterhalte lag. Als die Beiden nun so dahinschreiten, überfallen die Schlechten Ihren Sohn hinterlistiger Weise und einer schlägt ihn sofort zu Boden!"

Ein lauter Schrei der Mutter und das Jammern der übrigen Familienglieder unterbrach hier den Erzähler, der, sichtlich gerührt, dieses Leidwesen der Familie bemerkte.

Dann setzte er fort: „Die Räuber, denen es nicht um das Leben Ihres Sohnes, sondern nur um das, was er Werthvolles bei sich trug, zu thun war, schleppten ihn von der Gasse in ihr Versteck und beraubten ihn hier seines Geldes, seiner Uhr nebst Kette und seiner Vorstecknadel. Schon wollten sie sich von ihm zurückziehen, als einer aus der Bande noch einen schönen Siegelring an der Hand Ihres Sohnes bemerkte. Nun wollte man ihm auch diesen nehmen. Allein dagegen wehrte sich Ihr Sohn und schlug sogar den, der sich ihm mit dieser Absicht näherte, zu Boden. Doch da wurde die Sache blutiger Ernst. Einer der Banditen zog seinen Dolch und wollte dem Ueberfallenen damit den Todesstoß versetzen!"

„Jesus, Maria, Joseph!" schrie hier die Mutter auf und sank ohnmächtig in ihrem Sessel zusammen. Alle sprangen herbei, um sie wieder in's Leben zu rufen, was auch schließlich den vereinten Bemühungen der Besorgten gelang. Der Fremde meinte, es sei wohl besser, wenn er die Fortsetzung seiner Erzählung verschiebe bis zu einer bessern Zeit. Allein die Mutter meinte, die Ungewißheit über das fernere Schicksal ihres Sohnes würde sie tödten; auch sei sie wieder kräftig genug, der Erzählung weiter zuhören zu können. Der Engländer fuhr also fort:

„In demselben Augenblicke, wo der Bandit den gefährlichen Stoß ausführen wollte, faßte ihn plötzlich ein Unbekannter und warf ihn zu Boden, indem er schrie: Die Polizei kommt, hinweg! Das nun war Ihrem Sohne

unerklärlich. Er sah sich zwar durch jenen Unbekannten gerettet, hörte aber auch, wie dieser bestrebt war, jene Verbrecher ebenfalls in Sicherheit zu bringen durch seine Warnung. Doch dies wird sich gleich für Sie aufklären, wie es auch für Ihren Sohn bald nachher gethan. Die Warnung fruchtete nichts. Jene Schlechten wurden von der Polizei ergriffen und abgeführt, Ihr Sohn aber von seinem Erretter zurück in seinen Gasthof geleitet!"

„Gott sei Lob und Dank!" brach hier die Familie aus, und alle falteten unwillkürlich die Hände, wie zum Gebete, und schauten mit freudigleuchtenden Blicken hinauf. Der Erzähler ersah an allen Aeußerungen, wie sehr der Sohn in der Familie geliebt sei. Alsdann erzählte er weiter:

„In London passirte Ihrem Sohne noch etwas, was er sich bei seiner Abreise von hier auch im Traume nicht vorgestellt. Aengstigen Sie sich indessen nicht wieder, es hat dies für ihn eben keine nachtheiligen Folgen gehabt. Es muß ihnen früher ein Geselle, der auch seine Lehrjahre hier zugebracht, mit der Summe von vierhundert Thalern durchgegangen sein. Diesen Spitzbuben nun fand Ihr Sohn in London als Fremdenführer wieder!"

Hier hielt der Sprecher inne, einestheils um den Eindruck zu prüfen, den seine Erzählung auf die Zuhörer machte, anderentheils weil er wirklich auch vor innerer Aufregung nicht weiter reden konnte. Die Familie hatte ein lautes „Ah" der Verwunderung ausgestoßen; der alte Schaffrath aber sagte: „Wie, der Unglückliche, den wir Alle ertrunken glaubten, ist Fremdenführer geworden, er, der hier im Hause ein so gutes Leben hatte, er, der sein ehrliches, schönes Auskommen ganz sicher im Vaterlande gefunden, da er seine Profession so gut verstand! O, was muß er ausgestanden haben, ehe er diesen Schritt gethan! O, wäre er niemals untreu und darum landesflüchtig geworden! Wollte Gott, mein Gottlieb brächte ihn mit zurück, daß doch wieder ein ordentlicher Mensch aus ihm würde, denn wahrhaftig, schlecht war er nicht; den einzigen Fehler ausgenommen, der ihn von hinnen trieb, weiß ich ihm nur Gutes nachzusagen!"

„Nein, gewiß war er nicht schlecht. Ein scharmanter, braver Junge war er," stimmte die Mutter bei, „und aus

sich selbst hat er niemals den Streich ausgeführt; da sind schlechte Menschen gewesen, die ihn verführt. Auch ich würde mich freuen, wenn er wiederkäme!"

Es war ein Glück für den Fremden, daß Vater und Mutter sich so noch länger über Fritz ausließen, denn er hätte im Augenblicke nur mit schluchzender Stimme antworten können. Schon hatte er sich verstohlener Weise eine heiße Thräne aus dem Auge gewischt.

Endlich fuhr er mit zitternder Stimme fort: „Vielleicht hätte Ihr Gottlieb den Fritz auch wieder mit zurückgebracht. Allein der Fritz war nicht nur Fremdenführer, sondern auch Gauner (hier schauderte der Fremde), auch Dieb, kurz, ein Genosse derer geworden, die Ihren Sohn überfielen und beinahe um's Leben gebracht hätten!"

„O Gott," seufzte da der alte Schaffrath, „wie tief ist der Unglückliche gesunken! Wenn das sein edler Vater wüßte, seine Gebeine würden sich noch im Grabe umkehren vor Schmerz. Und doch, trotz alledem wäre es mir lieb, wenn Gottlieb ihn heimbrächte; vielleicht änderte er sich doch noch, wenn er wieder unter ordentlichen Menschen wäre!"

„Aber Du vergissest ja, Vater," fiel hier eine Schwester Gottlieb's ein, „daß jene Bande von der Polizei gefangen genommen und weggeführt worden ist. Wie kann er denn da zu uns kommen?"

„Ich habe da noch hinzuzufügen, daß der Fritz wohl zu der Bande gehörte, nicht aber dabei war, als Ihr Sohn überfallen wurde. Daran wenigstens ist er unschuldig!"

Doch nun war's auch mit der ganzen Fassung des Erzählers zu Ende. Er weinte laut auf, so daß Alle verwundert nach ihm hinschauten. Dabei bemerkte der Vater den Siegelring seines Sohnes an des Fremden Finger. Während nun Frau Schaffrath voll Theilnahme auf den Fremden zueilte und ihn in zärtlicher Weise befragte, was ihn denn so plötzlich traurig mache, trat Schaffrath von der andern Seite zu ihm, hob die Hand mit dem Siegelringe in die Höhe und sprach:

„Verzeihen Sie meine neugierige Frage. Aber auffallend ist es mir doch, daß ich den Ring, den mein Gottlieb, wie Sie selbst erzählt, mit Lebensgefahr schützte, nun an Ihrem Finger sehe. Wie kommen Sie denn dazu?"

„Das kann Euch Niemand besser sagen, als ich!“ schallte da eine Stimme in's Zimmer hinein, und im selben Augenblicke lag Gottlieb in den Armen der Seinigen, die ihn fast erdrückten vor Freude, ihn, der so nahe am Rande des Grabes geschwebt, wieder gesund und wohl vor sich zu sehen. Als endlich die erste Freude etwas gedämpft war, sagte Gottlieb:

„Nun aber ist's auch genug mit Eurem Herzen und Küssen. Wie ist es denn! Will denn Niemand von Euch hier meinem Lebensretter die Hand drücken, der zum ewigen Andenken an jene That meinen Siegelring zum Freundschaftsbunde erhielt?“

„Was, das wäre der Edle, der Dich vor Mörderhand schützte? Komm an mein Herz, Du Braver!“ sagte der alte Schaffrath voll tiefer Rührung, und eilte auf den Fremden zu, ihn zu umarmen. Desgleichen eilten alle die andern herbei, um ihm voll hoher Dankbarkeit und Freude die Hände zu drücken. Der aber wandte sich ab von ihnen, wehrte dem alten Schaffrath und sagte, indeß ein Thränenstrom über seine Wangen rollte:

„Ich verdiene diese Beweise von so viel Liebe und Güte nicht, denn wisset, ich bin kein Anderer, als Fritz Krustky, der Euch Euer Eigenthum geraubt und im fremden Lande der Genosse von Gaunern und Räubern gewesen ist! Beflecket durch meine Berührung nicht Eure reinen Hände. Habe ich aber in Euren Augen nur ein kleines Verdienst erworben, o, so vergebt mir das, was ich früher gegen Euch gesündigt. Dann aber laßt mich friedlich meines Weges ziehen!“

„Du lieber Herzensjunge!“ schrie hier der alte Schaffrath, und sprang auf Fritz zu, daß sein kleines Käppchen von seinem Silberhaare herabfiel. „Also Du bist unser Fritz! Du hast Deinem Gottlieb das Leben gerettet und stehst eine halbe Stunde lang da und sagst nichts davon? Kannst anders nichts, als Dich selber schlecht machen! Du erhältst uns das Leben unseres lieben Gottlieb mit all' dem, was sie ihm geraubt und wieder herausgeben mußten, und fragst noch, ob wir Dir wegen der lumpigen Thaler verzeihen? Scham, Reue und Schmerz leuchtet aus Deinen Augen, klingt aus dem Tone Deiner Stimme und wir sollen Dir

nicht verzeihen? Was haben wir Dir denn nun noch zu verzeihen? Und wäre mein halbes Vermögen drauf gegangen, würde ich es nicht lieber hingegeben haben, als meinen Gottlieb unter des Mörders Hand sterben zu wissen? Komm an mein Herz, irregeleiteter, aber auf dem Wege zum Guten wiederkehrender Fritz, und sei fortan nicht mein Geselle nur, sondern ein Kind meines Hauses!“

Damit drückte der brave Greis den Krustky an seine Brust. Dieser aber weinte lange an seinem Halse. Dann mußte er sich der Reihe nach von Allen liebkosen lassen, und unter Scherz und Lust und Freude verbrachten Alle einen recht fröhlichen, einen recht seligen Sonntagabend. Zu diesem Feste, bei dem einestheils die glückliche Wiederkehr Gottlieb's, anderntheils das Wiederfinden des todtgeglaubten Krustky gefeiert wurde, hatte man auch des Letzteren Verwandte eingeladen, die auch nicht wenig staunten, als man ihnen in Schaffrath's Hause den Fritz vorstellte. Viel und lange hatten die beiden Reisenden von ihren Erlebnissen und der großen Handelsstadt London zu erzählen, und wohl nie war man im Schaffrath'schen Hause so spät zur Ruhe gegangen, wie heute.

Am andern Morgen, als die heimathliche Sonne die beiden Heimgekehrten wachgeküßt, diese auch aufgestanden und nach vollbrachter Toilette hinabgegangen in's Familienzimmer, wo bald der Morgenimbiß eingenommen worden, bat der alte Schaffrath Krustky zu einer geheimen Unterredung.

In dieser Unterredung nun sagte Schaffrath: „Ich bin bereits über die Jahre der Kraft und des rüstigen Schaffens hinaus. Meine Kinder sind erwachsen und so gut wie versorgt. Auch habe ich für sie eine nette Summe erspart, die ihnen bei meinem und meiner Gattin Ableben zu Gute kommen wird. Was soll ich mich nun jetzt noch in meinen alten Tagen plagen und quälen? Das Geschäft will ich jüngeren Kräften anvertrauen. Da ich aber, wie Du weißt, keinen Sohn habe, dem ich's übertragen könnte, so übernimm Du es. Ich stelle Dir Alles, das Haus, die Geschäftseinrichtung und die nöthige Summe, das Geschäft mit Ehren fortzuführen, zur Verfügung. Belasse meine Kunden, wie ich sie belassen, so kannst Du eines guten Erfolges gewiß sein. Nur mußt Du auch ein

Hauptmittel, von dem Alles abhängt, nicht außer Acht lassen. An Gottes Segen, sagt das Sprüchwort, ist Alles gelegen. Es ist ein wahres Wort. Ich habe seine Kraft erprobt und bitte Dich daher: Mache es Dir zur heiligsten Pflicht, an jedem neuen Morgen Dein Tagewerk mit einem frommen Aufblicke zu Gott, mit einem warmen Gebete, ja, wenn's halbers geht, durch Beiwohnung der heiligen Messe zu beginnen, und reicher Segen wird Dir nie fehlen. Dazu wird Dir diese Art und Weise, Dein Werk zu beginnen, zuletzt zu einer so süßen Gewohnheit werden, daß Du darin einen hohen Frieden, einen wahren wonnigen Genuß findest. Und so will ich denn nur so lange noch im Geschäfte thätig sein, bis Du Dich wieder ganz in dasselbe eingelebt hast. Dann aber sei Du der Meister desselben. Ich ziehe mich mit den Meinigen zurück!"

Fritz wollte dies großmüthige Anerbieten nicht annehmen; allein Schaffrath sagte: „Lasse mir doch die Freude, meinem Versprechen gerecht werden zu können, das ich Deinem seligen Vater gegeben, für Deine Zukunft sorgen zu wollen, und beraube mich nicht der einzigen Gelegenheit, Dir meinen Dank bezeigen zu können für die Rettung des Lebens meines Sohnes. Auch ist dies das beste Mittel, in den Augen Aller den Verdacht von damals von Dir zu wälzen und Dich wieder in die Reihe der achtbaren Männer dieser Stadt zu bringen!"

Den Dank, der Krustky's Innere erfüllte, vermag ich nicht zu schildern, wohl aber kann ich dem Leser, der mir bis hierhin gefolgt ist, versichern, daß Schaffrath seine Wohlthat nicht an einen Unwürdigen verschwendet. Zuerst ging Fritz hin und reinigte sich durch eine Generalbeicht in Reue und Buße von allen Flecken seines vergangenen Lebens und begann dann einen Gott wohlgefälligen Wandel, so daß Meister Krustky bei Allen, die ihn kannten, in größter Achtung und hohem Andenken stand. Gottlieb aber liebte ihn mit der Innigkeit, wie nur der Bruder den Bruder lieben kann, und Beide blieben in heiliger Freundschaft verbunden bis zum Grabe. So war also durch Gottes gnädige Fügung der tiefgesunkene Krustky wieder aus dunkler Nacht zum Lichte hervorgegangen.

Ende.

Inhalts-Verzeichniß.

1) Hart am Abgrunde.

2) Aus dunkler Nacht zum Licht.

☞ Die untenstehenden Druckfehler, die sich unlieb eingeschlichen haben, bitten wir vor dem Lesen des Buches gefälligst zu corrigiren.

Die Verlagshandlung.

Druckfehler-Verzeichniß.

Auf Seite	4,	Zeile	6	von unten soll es heißen Schultern, statt Schuldern.
„ „	10,	„	5	v. u. mitfahren, statt mifahren.
„ „	13,	„	18	v. u. Dir unseren Schrecken, statt unsere Schrecken.
„ „	14,	„	17	v. u. ließ sich nicht, statt ließ nicht.
„ „	16,	„	14	v. oben frühere, statt frührern.
„ „	33,	„	14	v. o. nun, statt um.
„ „	36,	„	6	v. o. auch mit dem, statt auch dem.
„ „	42,	„	8	v. o. geschweige, statt geschwneige.
„ „	43,	„	1	v. o. nun, statt um.
„ „	44,	„	11	v. o. Hoffnungsblüthen, statt Hoffnungnungsblüthen.
„ „	48,	„	9	v. o. geschleudert, statt geschleudet.
„ „	66,	„	10	v. o. kannte, statt konnte.
„ „	69,	„	19	v. u. kommen, statt kamen.
„ „	69,	„	1	v. u. sucht nicht in, statt sucht in.
„ „	73,	„	6	v. u. dankten, statt danken.
„ „	83,	„	14	v. o. wieder den Weg dahin, statt wieder dahin.
„ „	86,	„	18	v. u. Tugend, statt Jugend.
„ „	89,	„	1	v. o. ließ, statt bis.
„ „	90,	„	14	v. o. Letztere, statt Letzterer.
„ „	90,	„	4	v. u. dem, statt den.
„ „	96,	„	15	v. o. erzeigt, statt erzeugt.
„ „	99,	„	4	v. u. treuen, statt treuer.
„ „	109,	„	21	v. o. herausgeholfen, statt herausgehofen
„ „	111,	„	2	v. u. Wörtchen mit ihm, statt Wörtchen.
„ „	113,	„	8	v. u. in den Rhein, statt in Rhein.
„ „	113,	„	7	v. u. die, statt der.
„ „	117,	„	11	v. o. auf, statt auch.
„ „	117,	„	2	v. u. fort, statt for.
„ „	118,	„	6	v. u. können, statt kennen.
„ „	119,	„	19	v. o. erblindet, statt verblindet.
„ „	119,	„	13	v. u. knöchernen, statt knöchenen.
„ „	112,	„	5	v. o. streifst, statt streift.
„ „	122,	„	8	v. o. die, statt diese.
„ „	122,	„	21	v. o. London, statt der Bruder.

Auf Seite	128,	Zeile	6	v.	u.	sollten, statt sollen.
„	„ 138,	„	2	v.	o.	gewollt, statt gewollte.
„	„ 138,	„	8	v.	o.	die sich nicht, statt die nicht.
„	„ 139,	„	7	v.	u.	mir, statt nur.
„	„ 141,	„	19	v.	u.	gerettet, statt geretten.
„	„ 143,	„	6	v.	u.	passiren, statt passren.
„	„ 144,	„	7	v.	o.	einschlügen, statt einschlägen.
„	„ 144,	„	16	v.	u.	aufgepaßt, statt aufgespaßt.
„	„ 146,	„	12	v.	u.	kamen, statt kommen.
„	„ 146,	„	15	v.	u.	dem, statt den.
„	„ 147,	„	1	v.	u.	ihrer, statt iher.
„	„ 151,	„	2	v.	o.	und bereitwillig, statt unbereitwillig.
„	„ 151,	„	9	v.	o.	stotterte, statt stosterte.
„	„ 152,	„	10	v.	o.	anderentheils, statt andertheils.
„	„ 155,	„	6	v.	u.	erkannt, statt erkannte.
„	„ 155,	„	14	v.	u.	den, statt dem.
„	„ 156,	„	12	v.	u.	verdient, statt verdienten.

			kr.	ngr
5s Bdchn.	Aus dem Leben eines Heimathlosen .		27	9
6	"	Die Familie Seehofen	27	9
7	"	Der Kaufherr und seine Söhne . . .	27	9
8	"	Eine merkwürdige Bettlerin	24	8
9	"	Paul Frühmann. Eine Dorfgeschichte .	27	9
10	"	Neue Ostereier	27	9
11	"	Der neue Goliath	24	8
12	"	Agathe und Corona	27	9
13	"	Die Hinterbliebenen des Enthaupteten .	27	9
14	"	Adolph u. Walburg, od. die Tannenmühle	36	12
15	"	Jugend= und Schultheater. 1tes Bdchen.	27	9
16	"	Jugend= und Schultheater. 2tes Bdchen.	27	9
17	"	Cecily Tyrell	27	9
18	"	Der Morgen in der Wallfahrtskirche. Das doppelte Kapital	36	12
19	"	Großvaters Liebling. Sühnung. Der Sohn des Trunkenboldes	27	9
20	"	Gott zum Gruße	24	8
21	"	Onkel Anton	27	9
22	"	Aus dem Leben eines Vielgeprüften . .	36	12
23	"	Aurelius und Cäsonia	27	9
24	"	Wolfrat von Veringen	27	9
25	"	Thomas Morus	27	9
26	"	Der Thaljunker	27	9
27	"	Chlotilde von Arnaud	27	9
28	"	Der letzte Reichenstein	27	9
29	"	Der Corsar	27	9
30	"	Der Lenker im Himmel	30	10

Zur Erleichterung der allgemeinen Anschaffung, namentlich zur Verwendung als **Preisebücher**, und zur **Gründung** oder **Ergänzung** von **Schul=** und **Leihbibliotheken**, erlassen wir die **ganze Sammlung** von **30** Bändchen **auf einmal genommen**, statt zu fl. 14. oder Thlr. 9. 10 Sgr. um **fl. 12. oder Thlr. 8.** —